Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 40 Leipzig, den 29. September 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das christliche Selbstgefühl: 4 — Die Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend: 2. Die Ursache des sittlichen Niedergangs in unsrer Jugend — Die konservative Partei und das Christentum: 1. Neue Forderungen für das konservative Programm; 2. Der „christliche" Staat — Heilige Kirche — Sturm auf das Apostolikum — Daniel Cortis: Ein Roman von A. Forgazzaro — Deutsche Seemannsmission: 2. Die Arbeit der Seemannsmission (Erste Hälfte) — Zur Mainzer Katholikenversammlung — Verschiedenes: Zur Kenntnis des heutigen Frankreichs — Anzeigen

Das christliche Selbstgefühl

4

Er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir. Apostelg. 17, 27f.

Wenn du dein Tagewerk einmal unterbrichst und einen Gang thust hinaus in die Natur — wann spürst du hiervon den wahrhaftigsten Gewinn, wann erfrischt dich solch ein Gang am meisten? Dann, wenn du auf gut und glücklich gethane Arbeit zurückblicken kannst. Wenn du eine rechte Freude erlebt, eine frohe Hoffnung vor Augen hast, ein stilles Glück im Herzen trägst. Wenn du dich mit dir selbst einig fühlst. Dann gehen dir erst die Sinne voll auf für die Schönheit, die rings dich umgiebt. Dann ist dirs wohl, als blaue der Himmel tiefer denn sonst, als sei das Grün der Wiesen und Wälder leuchtender denn je, als verkläre der Abendsonne Schein die Nähe und die Ferne so herrlich, wie du es selten erlebt. Warum ist dirs so? Weil dann deine Seele aus deinen Augen schaut.

Wenn du aber einmal hinaus wanderst und hast vergessen deine Seele mit zu nehmen, du bist zerstreut, geärgert, sorgenvoll, du irrst in dir selbst uneins mit deinen Gedanken hin und her und findest keinen Ruhepunkt für sie, nichts, das sie ins rechte Gleichgewicht zu bringen vermöchte — dann mag der Himmel über dir blauen, dann mag das Grün leuchten, dann mag das Abendrot verglühn — die ganze Pracht der Natur ist für dich stumm und tot. Du weißt gar nicht, was du mit ihr anfangen sollst. Sie reizt wohl deine Sinne, aber solcher Reiz befreit nichts in dir. Er belastet dich nur mit einem unerklärlichen Druck. Du hast das Gefühl, als sei die ganze Welt da draußen für dich gar nicht da. Schön ist die Natur nur für den, der sie mit seiner Seele anschaut.

Auch als Schöpfung Gottes erscheint dir die Natur erst dann, wenn du dich ihr mit deiner Seele gegenüberstellst. Ja, hier wird diese Bedingung noch bedeutungsvoller und unerläßlicher. Du kommst beim Wandern gar nicht auf den Gedanken, daß du in der Schöpfung Gottes weilest, wenn du nicht irgendwie von den Alltäglichkeiten des Lebens hinweg auf dein besseres Selbst geführt worden bist. Die Natur weigert sich geradezu, dir etwas von den Wundern Gottes zu offenbaren, wenn du nicht ein gewisses Maß innerer Sammlung mit herzubringst. Nur dann gewinnen wir die rechte Stellung zur Natur, nur dann erfahren wir es in Wahrheit, daß Gott auch in ihren Werken nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns, wenn wir dessen gewiß geworden sind, daß wir mit allen besten und heiligsten Kräften unsrer Seele, mit allem, was durch Christi Erlösungswerk in uns frei geworden ist, in ihm leben, weben und sind. Die rechte Wertung der Natur als einer Schöpfung Gottes hängt an dem rechten christlichen Selbstgefühl.

Wie gehen dem Menschen die Augen auf für die Offenbarungswunder Gottes, der, im christlichen Sinn seiner Seele gewiß, hinauswandert in die Natur!

Dann entdeckt er erst: was da draußen grünt und blüht und schimmert und leuchtet — es ist mir im tiefsten Grunde gar nicht fremd. Das Leben da draußen, das scheinbar so gleichgiltig gegen das Wohl und Wehe des Menschen entsteht und vergeht, es spinnt tausend unsichtbare Fäden zu mir herüber. Und diese Fäden umspinnen das Beste und Heiligste in mir, meine Seele, und wollen sie mit leisem Zug hineinziehen in den großen Hymnus, den die ganze Natur zu jeder Stunde ihrem Schöpfer singt, und in den auch wir mit unserm „Lobe den Herrn, meine Seele" miteinstimmen müssen, so wahr wir in ihm leben, weben und sind.

Und wärest du der klügste Forscher, der gelehrteste Kenner der Natur — trägst du etwas von deinem christlichen Selbstgefühl in ihre Betrachtung hinein — dann schaust du sie doch an mit den großen verwunderten Kinderaugen eines Kindes Gottes. Dann freust du dich über das Geringste und Unscheinbarste, über den Sonnenstrahl, der zu deinen Füßen spielt — wie über ein unmittelbares Geschenk der Liebe Gottes. Dann stehst du beschämt vor den kleinen Waldblumen, die so gar wenig aus sich selbst machen, die so gar nichts andres sein und vorgeben wollen, als was sie sind, die einander nicht Komödie vorspielen, wie so oft die großen Menschenkinder. Dann predigen dir nicht nur die Lilien auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel — die ganze Natur wird dir ungewollt zum Gleichnis und Sinnbild, zum lautredenden Offenbarungswort deines Gottes. Andächtig und tiefergriffen stehst du in dem Wunderbau der Schöpfung und mußt die Hände falten und beten.

Beten — nicht schwärmen! Du kennst doch den Unterschied? Sieh, hier wirds offenbar, ob dir das Wort von der Schöpfung nur eine fromme Redewendung ist, oder heiliger männlicher Ernst. Hier tritts zu Tage, wie die Stellung des Christen zur Natur sich von der eines Menschen unterscheidet, der vielleicht für ihre Schönheit dichterisch empfänglich, doch nichts weiß von einem christlichen Selbstgefühl, das sich auch der Natur gegenüber behauptet. Gerade die Gewißheit, die wir als Christen von unsrer Seele haben, bewahrt uns vor einem Verlorengehen an die Schönheit der Natur, vor jenem unklaren träumerischen Fühlen, das manche „Erbauung in der Natur" nennen, und das doch meist so wenig geistigen Gewinn und wirklichen Segen in sich schließt. Erbauung — wir verstehen darunter immer ein innerlich Angefaßtwerden, ein Hineingeführtwerden in die Tiefen unsers Gemüts- und Willenslebens, ein Ermutigtwerden zu neuer Freudigkeit, zu neuem Frieden. Auch wir finden Erbauung in der Natur. Aber wir finden sie nur dann, wenn der Frieden, der über der Schöpfung ruht, uns in Buße und Glaube, in Gebet und innrer Sammlung zugleich ein Stück Erlösung von der Sünde und Not des täglichen Lebens gebracht hat. Der schönste Tag, in Gottes freier Natur verbracht, gilt uns doch des höchsten Segens bar, haben wirs an ihm nicht wieder von neuem erlebt, daß dieser Gott nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns, in dem wir um unsrer Seele willen leben, weben und sind. —rb—

Die Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend

2. Die Ursachen des sittlichen Niedergangs in unsrer Jugend

Wir befinden uns gegenwärtig in einer großen Krisis, die alle Gebiete unsers geistigen und sozialen Lebens ergriffen hat, in einer Zeit der Gährung, in der Altes zu Grunde geht und Neues sich gestalten will.

In den letzten fünfzig, sechzig Jahren sind wir in geradezu überstürzender Schnelle und Hast aus der Enge in die Weite, aus der Gebundenheit in die freie Entfesselung aller Kräfte hineingeführt worden. So ist es im politischen, im sozialen Leben geschehen, in der Industrie, in der Wissenschaft und auf dem Gebiete der Kirche. Wir sind in eine Zeit des Welthandels und Weltverkehrs eingetreten, und so wenig wie dem Verkehr, scheint dem Können und Vermögen des mit Dampf und Elektrizität ausgerüsteten Menschen noch eine Schranke entgegenzustehen. Eine neue Weltanschauung löst die alte ab, und in diesen Kampf der Weltanschauungen ist auch die mit der alten Weltanschauung, wenn auch keineswegs in allen Stücken identische, so doch eng mit ihr verflochtne Kirche hineingezogen worden. Dazu kommt der starke Zug der arbeitenden Bevölkerung in die Städte, die Industriezentren. Dort leben sie ohne eignen Besitz, ohne eine eigne Scholle, von der Hand zum Mund, allen Schwankungen des Arbeitsmarktes preisgegeben, wohnen oft in dumpfen engen Wohnungen, in denen kein Familienleben gedeihen kann, und die fast gewaltsam in das Wirtshaus drängen, und gehen, was vielleicht das Schlimmste ist, des Haltes, der Zucht und Sitte, die bis dahin ihre stärkste Stütze waren, verlustig. Am meisten leidet unter diesen Verhältnissen natürlich die Jugend. Mag man diese freie Bewegung der Kräfte, die Beseitigung aller hemmenden Schranken auch als etwas Gutes ansehen, kann man ein gewisses Verdienst unsers Liberalismus darin erblicken, daß er dafür zuerst Verständnis gewonnen hatte — an diesem Punkte kommt der große Schade zu Tage, an dem unser deutscher Liberalismus leidet, daß er seine Maßstäbe zu sehr nur von dem materiellen Gebiete nimmt und es darum vergessen hat, daß auf geistigem Gebiete das Gesetz des allmählichen Wachstums herrscht, daß da die Freiheit bestimmten innern Bedingungen unterliegt, wenn sie nicht in Gefahr geraten will, zum Deckel der Bosheit mißbraucht zu werden, daß darum der Gebrauch der Freiheit ein gewisses Maß sittlicher Reife voraussetzt, zu dem erst erzogen werden muß, wem die Freiheit nicht zum Unsegen ausschlagen soll. Unser Volk hat es schwer büßen müssen und büßt es noch, daß man so unbesonnen mit einemmal alle Dämme und Schranken niedergerissen und die Unmündigen und Schwachen jedes Haltes und der ihnen gewiesenen Wege beraubt hat. Dadurch ist unter uns die Zuchtlosigkeit und Gesetzlosigkeit groß gezogen worden, die keine Autorität, auch nicht die sittlich berechtigte und legitimirte, mehr anerkennen und sich vor nichts mehr beugen will. Und das hat sich vor allem bei unsrer Jugend geltend gemacht.

Geradezu wahnwitzige Thorheit ist es gewesen, daß man die der Leitung und Zucht allezeit so bedürftige Jugend hilflos den Versuchungen einer Freiheit ausgesetzt hat, denen sie nicht gewachsen war. Darüber stellt uns die Kriminalstatistik eine unzweideutige Bescheinigung aus. Und Regierungsrat Evert*) fällt über die Lage unsrer gewerblichen Jugend, wie sie sich unter diesen Umständen gestaltet hat, das bittere Urteil: „Nichts ist wohl innerlich ungesünder als ein Leben, auf dessen einzelnen Stufen Vorteile und Nachteile, Gebundenheit und Beschränkung, Genüsse und Opfer sich in verkehrter Weise verteilen.“ Die nähere Begründung möge man in der überaus lehrreichen Schrift selbst nachlesen, wie unsre gewerbliche Jugend früh, ohne etwas Ordentliches gelernt zu haben, zu einem ansehnlichen Verdienst gelangt, über den sie ohne Beschränkung verfügt, wie sie sich darum an allerlei Lebensgenüsse gewöhnt, wie aber der Verdienst mit den gesteigerten Bedürfnissen nicht Schritt hält, und sie dann, wenn sie, wie üblich, frühzeitig heiraten, den wachsenden Anforderungen des Lebens aussichts- und hoffnungslos, unfähig zu Opfern und Selbstverleugnung gegenüberstehen. Nehmen wir hinzu, daß auch die Mädchen, die diese Arbeiter heiraten, oft denselben Entwicklungsgang durchgemacht haben, daß sie in einer Fabrik frühzeitig Verdienst gesucht und gefunden haben, daß sie dabei wohl lernten sich zu putzen und die langen freien Abende in zügelloser Freiheit mit den jungen Burschen im Wirtshaus und auf den Tanzböden zu verbringen, aber nicht, wie man einen Haushalt führt, so kann man sich ein Bild davon machen, wie es in einem solchen Haushalt aussieht, und was von dem Nachwuchs an Kindern zu erwarten ist, der darin groß wächst. Die riesig anwachsenden Zahlen von Kindern, die in Zwangserziehung genommen werden müssen, zeugen davon.

*) Evangelisch-soziale Zeitfragen Heft 2, a. a. O.

Und auch in den entlegneren Gegenden, wo noch mehr Ackerbau und Handwerk getrieben werden, wo Söhne und Töchter länger im Elternhause bleiben oder in fremden Häusern in Lehre und Dienste treten, in denen sie noch in alter Weise als Hausgenossen behandelt werden, macht sich der schlechte Einfluß stark genug geltend. Pastor Lehmann giebt dafür in seinem auf dem Bielefelder Kongreß für Innere Mission im Jahre 1877 gehaltenen Vortrag über „die Erziehung der Töchter des Arbeiterstandes in Stadt und Land“ die treffende Erklärung:

> Durch den ungeheuer gewachsenen Verkehr und die Freizügigkeit, durch die vielgestaltigen Verbindungsmittel und vor allem durch die Allgemeinheit der Zeitungslektüre ist unser Volk in seinem Denken und Fühlen viel mehr ein Ganzes geworden wie früher, es ist zu einem Körper herangewachsen. Die Folge davon ist, daß auch jede auftauchende Krankheit gar leicht den ganzen Körper durchzuckt und den ganzen Organismus affizirt.
>
> Dazu kommt, daß in unsern Tagen viel mehr Freiheit auch für das Böse ist, und viele heilsame Ordnungen und Schranken von unserm neuerungssüchtigen Geschlecht schnell und ersatzlos weggeräumt wurden, die sonst dem Einzelnen zum Halt und zur Stütze dienten. Darum ist die Gegenwart viel versuchungsvoller für den Einzelnen und besonders für die Jugend als je eine Zeit.
>
> Man darf wohl sagen, früher reichte ein geringerer Grad von intellektueller und sittlicher Bildung aus, um sich in dem Kampf des Lebens aufrecht zu erhalten.

Wenn noch einzelne Momente namhaft zu machen wären, die für den gegenwärtigen Stand der Dinge besonders verhängnisvoll sind, so ist vor allem auf die sinkende Autorität des Elternhauses und das Schwinden des Gefühls der Verantwortlichkeit der Herren für ihre Untergebnen hinzuweisen. Schon in sonst ganz ehrbaren Häusern, wieviel mehr aber da, wo Armut, Not und Leichtsinn jenen Stumpfsinn erzeugt haben, der überhaupt nur noch für das sorgt, was der Augenblick bringt und fordert, ist vielfach die rechte Zucht zu vermissen und der liebevolle Ernst, der sorgsam und gewissenhaft den Bedürfnissen des jungen Volkes nachgeht und den Mächten der Verführung wehrt. Es fehlt nicht selten überhaupt das Verständnis dafür, aber noch öfter gebricht es an dem sittlichen Mut gegenüber der unbotmäßigen Jugend. Ganz besonders aus den ländlichen Gemeinden wird darüber geklagt, daß die Eltern nicht den Mut haben, der Zügellosigkeit und der Genußsucht ihrer Kinder zu steuern, ja daß sie sie in thörichter Verblendung wohl gar begünstigen. Und wie wenig sich noch die Dienstherrschaften um das Wohl und Wehe ihrer Knechte und Mägde, ihrer Lehrlinge und Gesellen sorgen, wie wenig sie darnach fragen, was sie nach gethaner Arbeit treiben, das ist eine leider nur zu offenkundige Thatsache, die vielleicht nur dadurch etwas entschuldbar erscheint, daß die jungen Leute keine Zucht mehr leiden wollen und dadurch auch wohlmeinenden Herrschaften die Erfüllung ihrer Pflicht sehr sauer machen.

Zu dieser sozialen Krisis kommt aber nun vertiefend und verschärfend unsre kirchliche und religiöse Krisis hinzu. Ich gedenke hier nicht Klage zu erheben über den Unglauben der Zeit im allgemeinen, über die zerstörenden Einflüsse einer kritischen Wissenschaft, über die Zersplitterung unsrer protestantischen Kirche und ihre Abhängigkeit vom Staate. Das alles sind ja nur einzelne Seiten, Symptome unsrer kirchlichen Lage; es reicht aber nicht aus zu ihrem wirklichen Verständnis und zur Erklärung der eigentlichen treibenden Ursachen. Wir werden ihr nur gerecht, wenn wir sie wirklich als eine Krisis erfassen, als einen Durchgangspunkt, durch den unsre Kirche, wie die Verhältnisse sich einmal geschichtlich entwickelt haben, hindurch muß, um zu werden, was sie sein soll.

Diese Auffassung unsrer kirchlichen Krisis wird vor allem in trefflicher Weise vertreten und begründet von dem thüringischen Pfarrer Gebhardt in seinem bekannten und mit Recht berühmt gewordnen Buche: Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre.*) Er stellt den Niedergang des kirchlichen Lebens auf dem Lande, wie wir ihn jetzt erleben, als eine ganz notwendige Entwicklung dar. Er ist nach seiner Meinung durchaus nicht genügend zu erklären durch das in unsrer Zeit aufgekommne Neue, sondern allein aus der Art unsrer bisherigen Kirchlichkeit. Unser bisheriges kirchliches Christentum, so urteilt er, war zumeist kein selbstbewußtes, selbstgewolltes, selbständiges.

Man lernte den Glauben auswendig, merkte ihn, konnte auch Rede und Antwort über denselben stehen; die Kirche besuchte man fleißig, man sang und hörte wohl auch zu, man legte den größten Wert auf den Gottesdienst. Der guten Sitte war man unterthan, man hütete sich, dieselbe zu verletzen, man hielt sie in Ehren. Aber erstens war solcher Glaube in den meisten Fällen nicht eigne Ueberzeugung, solcher Gottesdienst nicht Herzensverkehr mit Gott, solche Sitte nicht wirkliche Sittlichkeit; das alles hätte doch alles nur sein können, wenn das Volk schon selbst gedacht, ein selbständiges Empfinden und einen eignen Willen gehabt hätte; und daran fehlte es noch.

Weiter führt er aus, daß unsre Kirche mit ihrem Glauben, ihrem Gottesdienst, ihrer Sitte für unser Volk „eine weit über ihr eignes Wesen hinausgehende Bedeutung hatte."

Aus Bibel, Katechismus, Gesangbuch schöpfte das Volk zugleich sein ganzes höheres Wissen, die Kirche war ihm die Schule der Erwachsenen, durch die Predigt erfuhr man etwas von der Welt und den Welthändeln. Der Gottesdienst bot außer seiner nächsten oder eigentlichen Gabe noch Ruhe, Erhebung über das Alltagsleben, Gesellschaft, Musik, Schmuck, Neuigkeiten und vieles andre. In der christlichen Sitte war auch alle Bildung, aller Anstand, alle gute oder feine Lebensart beschlossen. . . . Zum dritten endlich war das ganze kirchliche Leben für das Volk ein „Muß." Gott forderte solchen Glauben, solchen Dienst, solchen Wandel; der Unglaube, die Versäumnis des Gottesdienstes, die Uebertretung der Sitte wurde von Gott gestraft. Die öffentliche Meinung bestand ebenfalls auf alle dem; jede Zuwiderhandlung brachte um den guten Namen, die Achtung und das Vertrauen der Umgebung. Die Obrigkeit befahl, verordnete, wollte das alles; gehorchte man nicht, so setzte man sich Rügen und Strafen aus, man hatte Ungelegenheiten davon.

Gebhardt vergleicht unser kirchliches Landvolk einem Knaben, der das Stufenjahr erreicht, die Schule durchgemacht, seine Erziehung genossen, die Welt aber noch nicht kennen gelernt hat und noch unter dem Zuchtmeister steht. „Wie anders wird es mit dem Knaben in den nächsten Jahren!" So sei es auch mit unserm Volk gegangen.

Im Verlauf seiner natürlichen geschichtlichen Entwicklung hat eignes Denken, selbständiges Empfinden und persönliches Wollen angefangen, sich in ihm zu regen. Was ihm früher die Kirche über ihr eignes Gebiet hinaus gewesen war, das wurde ihm immer reichlicher, annehmlicher und dringender anderwärts geboten: Belehrung, Wissen und Weltkenntnis; Verschönerung, Bereicherung und Hebung des Lebens; Bildung, Gesittung, Verfeinerung. Und die Obrigkeit gab die Religion frei, die öffentliche Meinung überließ den Einzelnen, wie sie sich zur Kirche stellen wollten; die Leute wurden aufgeklärt, die geistige Gebundenheit lockerte sich, man mußte nicht mehr, wie ehemals. Damit aber wurde die Lehre, die Ordnung, ja die ganze Bedeutung der Kirche unserm Volk in Frage gestellt; sie erschien manchen überflüssig, langweilig, störend. Gleichgiltigkeit, Entfremdung, Verachtung und Verwerfung des Glaubens, des Gottesdienstes und der christlichen Sitte kamen auf . . . . Wäre das kirchliche Leben oder das Christentum unsers Volkes ein selbstbewußtes, selbstgewolltes, selbständiges, ein innerlich lebendiges gewesen, dann wäre es durch alle Verführungen, die die neuere Zeit gebracht, erprobt, bewährt, gestärkt und befestigt worden; so wie es war, mußte es der Anfechtung erliegen und ist erlegen.

Gebhardt fällt aus reicher Erfahrung das scheinbar harte Urteil: „Die Leute sind eben kirchlich, weil und so lange kein Anlaß zur Unkirchlichkeit da ist." So traurig nun auch die Wirkungen der Unkirchlichkeit in gegenwärtiger Zeit sind, so schöpft er doch aus dieser Betrachtungsweise im großen Stil den Mut, auf einen neuen Aufschwung des kirchlichen Lebens zu hoffen, zu hoffen, daß es sich nur um eine Zeit des Uebergangs von einer niedern zu einer höhern Stufe christlichen Lebens handle.

Wenn wir recht bedenken, werden wir sagen dürfen, daß der Zusammenbruch unsrer bisherigen Kirchlichkeit im tiefsten Grunde eine Wirkung unsrer evangelischen Verkündigung selbst ist. Unsre evangelische Kirche will ja ihrem innersten Wesen entsprechend zu einem auf freier Ueberzeugung und Hingabe ruhenden Glauben erziehen. Damit verträgt sich jene alte, mehr nur auf Sitte und Herkommen sich gründende Kirchlichkeit, die noch stark katholische Art an sich hat, auf die Dauer nicht. Je energischer die evangelische Kirche auf Buße und Glaube dringt, desto sicherer muß sie jene mehr äußerliche gewohnheitsmäßige Kirchlichkeit zerstören. Aus diesem ihrem Einfluß sind der Pietismus und die Sekten erwachsen. Es kann aber nicht wunder nehmen, wenn unter ungünstigen Verhältnissen das Ergebnis nur ein rein negatives bleibt: die Unkirchlichkeit. Diese Unkirchlichkeit deckt sich keineswegs immer mit Irreligiosität. Sie ermangelt aber selbst im letztern Falle der christlichen Bestimmtheit und Klarheit, der Einsicht für die historische und soziale Bedingtheit unsers christlichen Denkens und Empfindens und darum für die Bedeutung der Gemeinschaft, für die Notwendigkeit einer geordneten Pflege des innern Lebens, und sie ist daher in dringender Gefahr, im Flugsand des Skeptizismus zu versinken, und hat vor allem nur geringe Kraft und Fähigkeit, den noch verbliebnen Rest religiöser Ueberzeugungen und christlicher Gesinnungen auf das nachwachsende Geschlecht zu vererben.

*) Zweite Auflage. Gotha, Schlößmann, 1890, 3,60 Mark.

Es war nur naturgemäß, daß eine Frömmigkeit, die in Brauch und Herkommen ihre Kraft übte, zuerst in den Kreisen unsers gebildeten Mittelstandes den Boden verlor. Aus ihnen ist die Unkirchlichkeit zu den andern Ständen herabgesickert, und zuletzt beginnt sie nun im Bunde mit all den übrigen auflösenden Mächten der Zeit die scheinbar so fest gefügte Kirchlichkeit des Bauernstandes zu zersetzen. Diese Entwicklung muß ihren Gang vollenden. Hervorragende Persönlichkeiten, tüchtige Pfarrer, fromme Gemeinschaften, wie sie besonders im Südwesten und Süden unsers Vaterlands heimisch sind, werden sie eine Weile zurückdämmen können, es ist möglich, daß an manchen Orten und in manchen Gegenden ein scharfer Bruch mit der Vergangenheit verhütet werden kann, aber aufhalten im großen und ganzen läßt sie sich nicht.

Wir haben ja wohl alle Ursache, uns vor den Zuständen, die diese Entwicklung mit sich bringen wird, und wie wir sie an vielen Orten schon vor Augen sehen, zu fürchten. Viel Gutes wird dabei rettungslos zu Grunde gehen, viele werden der Macht der Verführung erliegen. Vor allem muß es uns bangen um unsre Jugend. Wenn wir beides zusammennehmen, jene soziale und diese kirchliche Krisis, und die dadurch geschaffnen Verhältnisse und Stimmungen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie sich mehr und mehr, wie den weltlichen, so auch den kirchlichen Autoritäten, wenn sie sich den gewiesenen Wegen, den hergebrachten Sitten und Ordnungen und damit der Zucht und dem Einfluß der kirchlichen Sitte entzieht und innerlich wie äußerlich ihre eignen, leider oft wenig erfreulichen Wege geht. Aber gerade die von uns angewandte Betrachtungsweise läßt uns doch die Hoffnung, daß der Zusammenbruch der bisherigen Kirchlichkeit nicht ohne weiteres und abschließend auch zu einer Entchristlichung unsers Volkes ausschlagen werde, und giebt uns den Mut zu vertrauen, daß eine treue und geisterfüllte Verkündigung des Gotteswortes auch jetzt noch die Kraft erweisen werde, Glauben zu wecken und die Gemeinde zu sammeln und zu erbauen auf dem Grunde lebendigen Glaubens. Damit sind uns denn auch die Richtlinien für unser Verhalten in dieser gegenwärtigen Krisis und gegenüber den Gefahren, die unsrer Jugend insbesondre drohen, gezogen.

G Schl

Die konservative Partei und das Christentum

Uebersicht: 1. Neue Forderungen für das Parteiprogramm; 2. Der „christliche" Staat; 3. Die Bethätigung des Christentums durch die Partei.

1. Neue Forderungen für das Parteiprogramm

Die Kreuzzeitung hat in ihrer Nummer 321 vom 13. Juli dieses Jahres gefordert, daß die deutsch-konservative Partei bei der Revision ihres Programms das christliche Prinzip an die Spitze stellen solle. Wir geben im Folgenden den Inhalt ihrer Ausführungen gedrängt wieder, soweit sie das religiöse Gebiet berühren.

Der Konservatismus hat immer seinen Hauptstützpunkt im Christentum gesucht. Seit der Aufrichtung des deutschen Reiches hat allerdings der nationale Gesichtspunkt im Vordergrunde gestanden. Aber in dieser Zeit sind, unter der Herrschaft des Liberalismus, den nationalen und wirtschaftlichen Rücksichten die sittlichen nachgestellt worden, und nur zu sehr ist das Bewußtsein in Vergessenheit gekommen, daß in einem christlichen Staate auch die christlichen Grundsätze vor allem zur Geltung kommen müssen. Nur die Erhaltung und Wiedererstarkung der christlichen Lebensanschauung in Volk und Staat und ihre praktische Bethätigung bei allen gesetzgeberischen Akten und Einrichtungen ist als richtige Grundlage jeder gesunden Entwicklung anzusehen. In dieser Beziehung sollen Staat und Kirche, als von Gott gewollte Einrichtungen, unter gegenseitiger Respektierung ihrer Aufgaben und Bedürfnisse friedlich zusammenwirken. Jeder Gewissenszwang soll streng fern gehalten werden. Die paritätischen Rücksichten auf die beiden großen christlichen Konfessionen sind zu wahren. Beiden Kirchen ist gerecht zu werden und für die evangelische die zur Erfüllung ihres hohen Berufes erforderliche Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu erstreben. Zum Zwecke der Wiedererstarkung der christlichen Lebensanschauung muß die alte konservative Forderung der konfessionellen Volksschule als Pflanzstätte eines positiven Christentums aufrecht erhalten bleiben. Der schädliche Einfluß des Judentums, auch auf nichtjüdischer Seite, soll durch gesetzgeberische Maßnahmen, welche deutsche Treue und Redlichkeit wieder zur Geltung bringen, beseitigt werden, und namentlich soll das Prinzip des christlichen Staates bei der Besetzung aller autoritativen Stellungen zur Geltung kommen. Die redliche Erwerbsthätigkeit, insbesondre der Produktivstände, ist gegen das Ueberwuchern der Spekulation und des Aktienunwesens zu schützen und der Macht des Geldes der Einfluß moralischer Tüchtigkeit ebenbürtig an die Seite zu stellen. Entschiedenes Gewicht wird darauf gelegt, das Königtum von Gottes Gnaden unangetastet zu sehen. In Bezug auf die soziale Frage muß die konservative Partei unverrückt auf der Allerhöchsten Botschaft vom 17. November 1881 stehen, die die Grundsätze des praktischen Christentums in die Gesetzgebung eingeführt wissen will. Der gegenwärtige Zustand fast völliger Auflösung aller gesellschaftlichen Bande und Ordnung soll durch eine Wiederzusammenfassung der gleichartigen Berufs- und Standesarten in Korporationen, die von christlichem Geiste durchdrungen sind, ersetzt werden. Alle revolutionären Bestrebungen sind mit rücksichtsloser Strenge zu unterdrücken. Wenn die konservative Partei sich auf den Boden dieser Grundsätze stellt und sie mit Nachdruck verfolgt, wird sie einen Sammelpunkt aller christlich-monarchisch gesinnten Elemente abgeben.

In derselben Sache hat eine Anzahl schlesischer Konservativen die Erwartung ausgesprochen, daß die deutsch-konservative Partei die christlichen und evangelisch-kirchlichen Interessen unsers Volkes in Zukunft mit voller Entschiedenheit und unzweideutiger Klarheit wahrnehmen wolle (Volk, Nr. 186). Und Stöcker hat in einer Zuschrift an das „Volk" (Nr. 184) geäußert, daß auf dem großen Parteitage im Spätherbst die christlichen Grundlagen der konservativen Richtung durch eine starke Stellungnahme gegen das Judentum und seine Uebermacht gefestigt werden würden.

Dem gegenüber fordert das „Konservative Wochenblatt," daß die konservative Partei eine politische Partei bleiben und nicht der Kirche ins Handwerk pfuschen solle. Für das Wiedererstarken der christlichen Lebensanschauung in Volk und Staat könne man nur durch Beteiligung an der stillen, treuen Arbeit der Kirche wirken. Durch Gesetzeszwang lasse sich christliche Gesinnung nicht in ein Volk hineinfüttern. Durch den Anspruch, das christliche Prinzip zu verwalten, werde die Partei nicht nur in die häßliche Gewohnheit religiöser Ketzergerichte und in Dünkel, sondern auch leicht in ein gewisses Maß von Unwahrhaftigkeit hineingeführt.

Eine ähnliche Erklärung hat Freiherr von Plettenberg-Mehrum in der „Westdeutschen Zeitung" veröffentlicht. Dagegen hat Freiherr von Durant, als Verfasser des ersten Programmaufsatzes, in Nr. 390 der Kreuzzeitung noch einmal das Wort genommen: Die Aufgabe des christlichen Staates umfasse nicht nur das leibliche, sondern ebenso das geistige Wohl der Bevölkerung; seine Ziele*) lägen daher ebenso auf idealem wie auf realem Gebiete, er habe den Blick nicht nur auf das Diesseits, sondern auch auf das Jenseits zu richten. Wo letzteres fehle, da trete der Konflikt zwischen Staat und Kirche ein. Und in Nr. 403: Solange wir ein Königtum von Gottes Gnaden hätten, seien ausgesprochen demokratische Bildungen, die auf positivem, christlichem Boden stünden, bei uns unmöglich. Englische Verhältnisse seien für uns nicht maßgebend. „Wir wollen den christlichen Staat in seiner vollen Folgerichtigkeit*) als Konsequenz des Königtums von Gottes Gnaden."

Ob die Kreuzzeitung sich auch diese letztern Aeußerungen zu eigen macht, ist nicht ersichtlich.

2. Der „christliche" Staat

Wenn wir uns über die Streitfrage ein richtiges Urteil vom Standpunkte des Christentums bilden wollen, so müssen wir uns zunächst darüber klar werden, inwiefern von einem christlichen Staate geredet werden kann, und was die Aufgaben eines christlichen Staates sind. Denn darnach wird sich auch die Stellung einer christlichen Partei zu richten haben. Wir gehen hierbei davon aus, daß auch die Kreuzzeitung zwischen christlichem Volke und christlichem Staate unterscheidet.

Das Volk ist eine Menge von Menschen, die durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Wohnsitze, durch Verkehr und Güteraustausch verbunden sind. Diese Beziehungen sind rein natürlicher Art. Es ist aber in der Regel darauf zu rechnen, daß auch sittliche Beziehungen unter den Volksgenossen vorhanden sind, d. h. daß irgend ein Maß von gutem Willen den Verkehr bestimmt. Dies folgt schon aus der Einrichtung der Ehe und der dadurch begründeten Blutsverwandtschaft. Ein gewisses Wohlwollen zur Mitteilung von Gütern und eine gewisse Redlichkeit in deren Austausch, auch ein Zusammenhalten bei wichtigen gemeinsamen Unternehmungen ist also in jedem Volke zu erwarten. In all diesen Beziehungen pflegt sich mit der Zeit eine Volkssitte herauszubilden, die dem Einzelnen für seine Handlungen Weisung und Schranke bietet. Diese Sitte bildet eine große Macht, doch kann sich der böse Wille, wenn er nur dreist genug ist, ihr immerhin entziehn.

Ein solches Volk wird nun zum Staat, wenn eine Autorität auftritt, die einerseits jene gegenseitigen und gemeinschaftlichen Handlungen durch Gesetze ordnet und festlegt und andrerseits die Befolgung der Gesetze durch Strafen erzwingt. Das wesentliche Merkmal des Staates besteht also darin, daß die Volkssitte zum Recht wird, und daß sich die Nötigung der öffentlichen Meinung zum Zwange der Obrigkeit verdichtet. Denn Recht und Zwang gehören untrennbar zusammen. Der Bestand des Rechts ist nicht gesichert, wo die Zwangsgewalt der Obrigkeit erschüttert wird; ebenso kann aber auch nur das Gegenstand der Rechtsbildung sein, was sich wirklich erzwingen läßt: Handlungen und Unterlassungen. Lediglich diese kann der Rechtsstaat ordnen, darin allein lebt er sich aus. Was darüber hinausliegt, die Ordnung des Willensverlaufes, ist seiner Einwirkung unzugänglich, denn der gute Wille läßt sich nicht erzwingen.

Nun würde allerdings auch der Zwang nicht hinreichen, das Recht aufrecht zu erhalten und den Verband des Staates zu sichern, wenn nicht im großen und ganzen im Volke der gute Wille vorhanden wäre, rechtlich zu handeln. Der Rechtszwang hat die Rechtsgesinnung zur unumgänglichen Voraussetzung. Deshalb muß der Staat sich einerseits bei seiner Gesetzgebung der Sitte und Stimmung des Volkes möglichst anschmiegen, jedes Gesetz muß aus dem Volksbewußtsein herauswachsen. Andrerseits muß, wo die Gesetzgebung darüber hinausstrebt, eine belebende und erziehende Einwirkung auf den Volksgeist neben der Gesetzgebung hergehen. Wenn man meint, daß schon der Zwang des Gesetzes erziehlich wirke, so trifft dies doch höchstens für die Fälle zu, wo ein starker Wille ein unmündiges Volk beherrscht. Sobald ein Volk zum Selbstbewußtsein gekommen ist, ist diese Stufe überschritten.

*) von uns gesperrt.

Somit drängt der Rechtsstaat unabweislich zum Kulturstaat hin. Hiermit ist nicht bloß die äußere Kultur gemeint: Erschließung neuer Erwerbsquellen, Regelung des Verkehrswesens, Hebung des Volkswohlstandes, Steigerung der Volkskraft durch bessere Ernährung und körperliche Ausbildung u. s. w. Auch die Art von geistiger Kultur, die vornehmlich in der Pflege des Verstandes besteht, also Einsicht in die Gesetze des natürlichen und geistigen Lebens, und Klugheit, sie anzuwenden, genügt nicht. Sondern der Staat muß auf die Pflege des guten Willens bedacht sein. Hierauf fehlt ihm aber jede unmittelbare Einwirkung. Alle jene vorhin erwähnten Gebiete natürlicher und geistiger Kultur kann er in eigne Pflege nehmen, denn dort reicht der Zwang zu. Der gute Wille aber läßt sich nicht erzwingen. Hier kann der Staat nur mittelbar wirken, indem er den Bestrebungen, die auf Versittlichung des Volkes gerichtet sind, freie Bahn schafft und äußere Förderung zu teil werden läßt, die entsittlichenden Einflüsse dagegen eindämmt, soweit das von außen her möglich ist. Da nun die Religion ein Hauptmittel zur Hebung und Stärkung der Sittlichkeit ist, so muß dem Staate viel daran liegen, daß das religiöse Leben im Volkskörper kräftig und warm pulsire. Für ihn kommt die Religion aber lediglich als Mittel zum Zweck in Betracht. Darum soll er sich hüten, der Pflege der Religion eine unmittelbare Fürsorge zuzuwenden. Denn alle Maßnahmen des Staates haben wegen des dahinter stehenden Zwanges einen polizeilichen Beigeschmack. Und alles Polizeiliche wirkt sowohl auf das sittliche wie auf das religiöse Leben wie Meltau; es ertötet, wenn es nicht geradezu die bösen Triebe und gottlosen Neigungen der Menschennatur hervorlockt. Denn der Geist des Widerspruchs steckt tief im Menschen. Außerdem aber wird es die Religion niemals ertragen, als Mittel zu andern Zwecken gepflegt zu werden. Jeder derartige Versuch hat die Wirkung, daß die Religion bei der Menge verfälscht wird, und damit ist ihre Salzkraft zerstört; die tiefer religiös angelegten Personen dagegen würden sich mißtrauisch vom Staatsleben zurückziehen oder gar sich mit der ganzen Kraft ihrer Begeisterung gegen den Staat wenden, der ihr Heiligtum zu entweihen unternähme.

Darum kann man nicht dringend genug fordern, daß der Staat jede unmittelbare Einwirkung auf das religiöse Leben unterlassen möge. Es ist hierbei z. B. gedacht an die Eideswarnungen der Richter und an die amtlichen Reden der Verwaltungsbeamten, wobei religiöse Verbrämungen neuerdings besonders beliebt zu werden scheinen. Zwar soll gern zugegeben werden, daß hier im einzelnen Falle wirklich ein religiöser Eindruck erzielt werden kann, denn auch diese Männer können und sollen lebendigen Glauben in sich tragen. Und wo unwillkürlich ein religiöser Ton mit hineinklingt, mags gern geschehen. Aber das Geflissentliche und Absichtliche schadet nur. Man sollte deshalb von oben herab ausdrücklich erklären, daß man von den weltlichen Beamten eine unmittelbare religiöse Einwirkung — eben von Amtswegen — durchaus nicht erwarte, und sollte auch bei Auszeichnungen und Beförderungen lediglich die Pflichttreue zum Maßstabe nehmen, nicht aber eine äußerliche Bethätigung religiöser Gesinnung. Es ist schon schlimm genug, daß die Geistlichen das Evangelium von Amtswegen treiben müssen; der Ueberzeugungskraft ihrer Predigt wird dadurch viel Abbruch gethan. Das muß der Staat selbstverständlich von seinen Beamten verlangen, daß sie der Religion nicht feindlich entgegentreten; womit aber nicht gesagt ist, daß sie nicht sollten eine von der Kirchenlehre abweichende religiöse Ueberzeugung äußern dürfen. Der Staat soll überhaupt das religiöse Leben sich frei entfalten lassen, und will er außerdem sein großes Interesse an dem Bestande der Religion durch die That bezeugen, so möge er den religiösen Gemeinschaften die äußere Unterstützung gewähren, die ihnen eine volle Auswirkung ihrer Kräfte ermöglicht. Er mag dabei gern nach dem Grundsatze handeln: Do ut des,*) aber er soll auf das Wiedergeben nicht pochen. Denn wie überhaupt wirklicher Dank nur freiwillig sein kann, so muß der Nutzen, den der Staat von der Religion erhofft, entweder ganz frei erwachsen, oder er bleibt ganz aus.

*) Ich gebe, damit du giebst.

Hiernach werden wir nun auch die Frage zu beantworten haben, ob es christliches Volkstum und einen christlichen Staat giebt. Da sprechen wir es zunächst getrost aus, daß unser deutsches Volk ein christliches Volk ist. Zwar treten auch in unserm Volke genug unchristliche Erscheinungen zu Tage, die uns an unsrer Ueberzeugung irre machen könnten. Aber auf diesem Gebiete muß man sich nach einem schönen Worte Ritschls das Urteil aus Glaube, Liebe und Hoffnung bilden. Ein Volk, dem Christus gepredigt wird, muß auch in irgend einem Maße von Christi Geist ergriffen sein. Wo aber noch unchristlicher Geist herrscht, da soll die Liebe urteilen; und deren Urteil ist so beschaffen, daß es sofort den Weg thatkräftiger Abhilfe betritt. Und den Erfolg nimmt die Hoffnung vorweg. Unser Volk ist ein christliches Volk; daran ändert auch die halbe Million Juden nichts, die wir in Deutschland haben. Aber einen christlichen Staat giebt es nicht oder doch nur in bedingter Weise. Denn alles Recht, das Hauptgebiet des Staatslebens, ist unterchristlich. Es begnügt sich mit äußern Leistungen, und wo es auf eine Gesinnung rechnet, ist es doch nur die Rechtlichkeit. Das Wesen des Christentums dagegen ist ganz und gar Innerlichkeit, und die christliche Gesinnung ist die Liebe, die nicht nur weit über das Recht hinausliegt, sondern oft genug den Rechtsanspruch geradezu ausschließt. Ferner stützen sich alle staatlichen Maßnahmen auf den Zwang, zu diesem aber bildet die christliche Religion einen unausgleichbaren Gegensatz. Endlich aber ist der Staat in natürliche Grenzen eingeschlossen, er muß nötigenfalls seine Wohlfahrt auf Kosten der andern Staaten suchen; das Christentum aber kennt keine Schlagbäume, und christliche Liebe ist immer zunächst auf das Wohl der andern bedacht. Das Staatsleben mit seiner Aeußerlichkeit, seinem Zwange, seiner Beschränktheit kann niemals zu einer vollgiltigen Ausprägung des Christentums werden. Es ist unter den natürlichen Bedingungen des diesseitigen Lebens eine notwendige und heilsame Lebensform, ihm kommt auch eine erziehliche Bedeutung für das ewige Leben im Gottesreiche zu, und ein Christ soll den Staat als eine gute Gabe Gottes hinnehmen und sich an seinen Aufgaben eifrig beteiligen: aber das alles darf uns das Bewußtsein nicht trüben, daß wir uns hier auf einem Gebiete bewegen, das an die Höhe christlicher Lebensordnung nicht hinanreicht. Es ist eine verworrene Vorstellung vom Staate, wenn man gemeint hat und meint, er sei die Form, die sich mit dem Inhalte christlichen Glaubens und christlichen Lebens zu erfüllen habe.

Gleichwohl soll der Staat, in dem ein christliches Volk rechtlich verfaßt ist, das Christentum — zwar nicht zum Gegenstande seiner gesetzgebenden und verwaltenden Thätigkeit, aber doch — zum höchsten Gesichtspunkte aller seiner Maßnahmen machen. Er soll alle Gesetze und Verwaltungsnormen daraufhin ansehen und so einrichten, daß sie mit dem christlichen Geiste des Volks im Einklang stehen. Denn es wäre eine Verkennung seiner Aufgaben und ein Verzicht auf volle Ausnutzung seiner Kraft, wenn er zu Gunsten einer fremden Minderheit im Volke anstelle der deutlichen christlichen Gesichtspunkte irgendwelche allgemeinere Gesichtspunkte in nebelhafter Ferne suchen wollte. Denn die Kraft liegt immer im Besondern, niemals im Allgemeinen. Wir fordern also vom Staate, da einmal die überwältigende Mehrheit unsers Volkes christlich ist, daß die Grundsätze des Christentums im gesamten Staatsleben ausschließlich und entschieden Beachtung finden.

Allerdings scheint sich hier eine unüberwindliche Schwierigkeit zu erheben. Die christliche Kirche ist in unserm Volke in zwei große Konfessionen gespalten und hat deshalb zwei verschiedne, zum Teil entgegengesetzte christliche Ideale. Welches soll der Staat zu dem seinigen machen? Oder soll er nicht lieber im Hinblick auf die hier drohenden Konflikte ganz auf die Berücksichtigung der Religion verzichten? Dies wäre der Standpunkt des fortschrittlichen Liberalismus und der Sozialdemokratie. Aber die so vergegenwärtigte Schwierigkeit besteht doch nur mehr in der Theorie, als daß sie im wirklichen Staatsleben zu fürchten wäre.

Zunächst haben wir ja gefordert, daß der Staat sich jeder Einmischung in das innere Gebiet der Religion enthalten solle.

zwar ist das im Kulturkampfe außer acht gelassen worden. Man hat sich damals nicht damit begnügt, die Staatsleistungen für die katholische Kirche einzustellen und den widerstrebenden Geistlichen die staatlichen Funktionen und Ehren zu nehmen, sondern man hat in die Seelsorge eingegriffen und dadurch den Glauben selbst angetastet. Aber der klägliche Mißerfolg des Kulturkampfs hat auch gezeigt, wie verkehrt dieser Weg ist. Es ist deshalb zu hoffen und auch anzunehmen, daß der Staat in Zukunft jede Einwirkung auf das eigentliche Glaubensleben unterlassen wird. Damit ist aber viel Anlaß zu Konflikten zwischen den beiden Konfessionen auf staatlichem Gebiete aus dem Wege geräumt.

Sodann war gesagt worden, daß dem Staate seiner ganzen Art nach nur eine entferntere Annäherung an das christliche Ideal möglich sei. Die Dinge, die hier in Frage kommen, berühren also nur die äußern Kreise der christlichen Lebensanschauung, und die liegen sich bei den beiden Konfessionen nicht so fern als die Mittelpunkte. Hierher gehört z. B. die Forderung der Sonntagsruhe, der Schutz von Leben, Eigentum und Ehre, die Eindämmung der öffentlichen Unsittlichkeit, die Aufrechterhaltung der Monogamie, die Achtung des Eides, die Bestrafung der Religionsbeschimpfungen u. s. w. In all diesen Stücken können die beiden Konfessionen sich über ihre Anforderungen an den Staat sehr wohl vereinigen, wenn auch ihre Anschauungen über Wesen und Wert dieser Güter und ihre Beweggründe und Ziele auseinander gehen mögen.

Was ferner die soziale Gesetzgebung betrifft, die man gern als Bethätigung der christlichen Nächstenliebe bezeichnet, so ist ja der Begriff der Nächstenliebe in der evangelischen und katholischen Kirche sehr verschieden, aber darüber sind alle einig, daß den Armen, Kranken, Invaliden und Alten geholfen werden soll. Und da neuerdings von der katholischen Kirche in dieser Beziehung ein Beruf des Staates zur Hilfe anerkannt worden ist, auch bei aller Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen immer noch genug Gelegenheit zur Bethätigung der eigentlichen Nächstenliebe bleiben wird, so ist auch auf diesem Gebiete jeder Konflikt der Konfessionen ausgeschlossen, der möglicherweise aus den Grundsätzen der katholischen Kirche hinsichtlich der caritas hätte entstehen können.

Auch in Bezug auf die vom Staate gewährleistete Glaubens- und Gewissensfreiheit ist kein Zusammenstoß der verschiednen konfessionellen Standpunkte zu befürchten. Hätten die Katholiken die Majorität, so möchten sie ja wohl den staatlichen Arm zur Austilgung aller Ketzerei für sich beanspruchen und auch sonst in weit größerm Umfange die Einführung der katholischen Grundsätze in die Staatsverfassung fordern. Aber da sie bei uns in der Minderzahl sind, so zwingt sie schon die Pflicht der Selbsterhaltung, mit uns für die evangelische Forderung der Glaubens- und Gewissensfreiheit einzutreten.

Endlich aber ist der „moderne" Staat in seiner Selbständigkeit und mit all seinen sonstigen protestantischen Merkmalen eine Thatsache, die nicht mehr aus der Welt zu schaffen ist, auch nicht in den katholischen Ländern. Die katholische Kirche, auch die ultramontane Partei mag noch so sehr dagegen eifern, auf Versammlungen und in der Presse, man wird sich doch temporum habita ratione*) so gut wie möglich damit einzurichten suchen.

Aus alledem folgt, daß sich der Staat sehr wohl bei seinen Maßnahmen zur irdischen Wohlfahrt des Volkes nach christlichen Gesichtspunkten richten kann. Daß er dabei infolge der konfessionellen Geschiedenheit des christlichen Volkes in unlösliche Verwicklungen geraten sollte, ist nicht zu befürchten. H-Zw

---

Heilige Kirche

Es ist vierzig bis fünfzig Jahre her, da spottete man über den „Vorsehungsglauben" und das „Befiehl-du-deine-Wege-Christentum." Die Spötter waren nicht Heiden, sondern Christen, jene Christen, die stets das Wort „Sünde" im Munde führten

*) Mit Rücksicht auf die Zeitumstände — ein sehr nützlicher Grundsatz der katholischen Politik.

und die Rache an den Rationalisten, ihren Vätern, im Herzen hatten, die die „Weltkinder" verachteten und die Religion oft zu einem weltlichen Mittel der Politik erniedrigten. Heutzutage wird derselbe Spott über jeden ausgegossen, der bekennt, daß die Güter, die der Glaube vorhält — der Besitz des lebendigen Gottes, Sündenvergebung, heilige Gemeinde, Leben und Seligkeit —, nur für den Glauben vorhanden sind und nur durch ihn angeeignet werden. Wer das frei und offen ausspricht, gilt für einen, der „nichts glaubt," im besten Fall für einen „Theologen," für einen „akademischen Schwärmer." So schreiben es alle die Zeitungen, die sich in das Erbe der alten „Evangelischen Kirchenzeitung" geteilt haben. Wir sprechen von dem Glauben, den der heilige Geist in den Herzen wirkt, von jenem Glauben, der in dem geschlagnen, an das Kreuz gehenkten Mann den Fürsten des Lebens wahrnimmt, der hinter dem grausamen Spiel der Natur und dem verworrenen Treiben der Geschichte Gottes Vorsehung und Güte zu erkennen vermag, der in der armen, zerspaltenen und sündigen Christenheit die heilige Kirche sieht. Jene reden von „Thatsachen," die Glauben „fordern," von den Naturen Christi, die man allem zuvor „glauben," von der Lehre, der man sich unterwerfen muß, von der Kirche, die so sichtbar ist wie das Königreich Preußen. Demgemäß wollen sie die evangelische Kirche eingerichtet und geleitet wissen. Daß ihr Glaubensbegriff dem katholischen nahe kommt, der unsrige der evangelische ist, daß sie in diesem Punkte mit dem Tridentinum und Bellarmin stehen, wir mit den lutherischen Bekenntnisschriften, liegt für jeden Kenner der Dogmengeschichte auf der Hand. Aber eine gefälschte Tradition hat in der evangelischen Kirche längst alle Maßstäbe verkehrt. Sie sind auf dem Wege nach Rom begriffen; denn Rom ist zunächst nicht der Papst und die sieben Sakramente, sondern der falsche Glaubensbegriff und die sichtbare Kirche. Ueberall steht es schlimm mit der Erkenntnis dessen, was evangelischer Glaube ist, am schlimmsten dort, wo die große „evangelische" Politik gemacht wird; denn die Politik hat noch niemals etwas mit dem evangelischen Glauben anzufangen gewußt.

Zu diesen Erwägungen wurde ich aufs neue veranlaßt durch zwei Artikel der Kreuzzeitung und einen Aufsatz in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung, die in hergebrachter Weise vom Apostolikum handeln. Ich beschränke mich darauf, aus jedem dieser Artikel einen Satz hervorzuheben, der offenbart, wie die Verfasser über die „heilige Kirche" denken.

In Nr. 393 schreibt die Kreuzzeitung:

> Es wäre in der That wünschenswert, zu erfahren, was man unter der „heiligen Kirche" verstehen soll, die sich durch achtzehnhundert Jahre mit einem von ihr geschaffenen Bekenntnis hindurchgeholfen hat, dessen unerträgliche Schwächen und Gebrechen nunmehr selbst von Anfängern im Studium der Theologie auf das peinlichste empfunden werden. Aber freilich, sie ist ja Gegenstand des Glaubens.*)

Dieser Satz enthält ein Doppeltes, ironischen Spott über die Schwärmer, denen die heilige Kirche Gegenstand des Glaubens ist, statt eine sichtbare Anstalt, sodann die Voraussetzung, daß die Kirche, die Bekenntnisse macht, unfehlbar sei, also wirklich „die heilige Kirche." Ich enthalte mich jeder Bemerkung zu diesen Offenbarungen in einem Blatt, das den Protestantismus vertreten will, aber hier offen den evangelischen Glauben verhöhnt und den katholischen Kirchen- und Traditionsbegriff ungescheut proklamirt.

Die Kreuzzeitung selbst scheint jedoch über diese ihre Kundgebung erschrocken zu sein. In Nr. 405 findet sich ein Leitartikel unter der Ueberschrift: Die »heilige Kirche«, der vielleicht jenen bösen Satz bedecken sollte. In der That ist hier manches gut evangelisch dargelegt, so vor allem der Sinn des „heilig" in dem Ausdruck „heilige Kirche" und der Ursprung der Heiligkeit der Christen. Aber derselbe Verfasser fährt also fort:

> Die evangelische Kirche steht also auf heiligen Thatsachen, auf den Thatsachen der Schrift, die von den heiligen Zeugen beglaubigt sind. Diese Thatsachen der Erlösung fordern einfach Glauben von uns, sie fordern**) Anerkennung ihres Wertes für unser zeitliches und ewiges Leben, sie sind von uns ganz unabhängig. Und das machen wir eben der Ritschlschen Theologie zum Vorwurf, daß sie den That-

*) Von mir gesperrt.

**) Das Wort „fordern" ist beide male vom Verfasser jenes Artikels unterstrichen.

sachen der Schrift nur soviel Bedeutung für unser Leben beilegt, als der Mensch an ihnen wahrnimmt; nimmt er ihren Wert, ihre „unsichtbaren Beziehungen“ zu uns nicht wahr, so verlieren die Thatsachen das Recht, Sätze des Glaubensbekenntnisses zu sein — damit macht sich der Mensch zum Meister der Schrift; er ordnet sich ihr nicht im evangelischen Sinne unter.

Auch diese Sätze kann ein evangelischer Christ nur mit tiefer Betrübnis lesen. „Die Thatsachen fordern einfach Glauben von uns“: das ist es, was der Verfasser einer armen Seele, die ihren Gott zu finden und zu halten sucht — und um solche Seelen handelt es sich doch allein —, zu sagen weiß. Wenn die „Forderungen“ der Thatsachen nicht jenes Gesetz sind, von dem Luther die Christenheit wieder befreit hat, dann weiß ich nicht, was Gesetz ist und was Evangelium. Gnadenspendungen aller Art hat ja die römische Kirche auch genug auf Grund einer Fülle von „Heilsthatsachen,“ und ist doch die Gesetzeskirche, die fordert und die Seele nicht aus der Angst und dem Schrecken herauskommen läßt. Nach dem Verfasser hebt das Evangelium mit den „Forderungen der Thatsachen“ an; nach Luther wirkt der heilige Geist in den Herzen, die nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesum Christum glauben oder zu ihm kommen können. Nach dem Verfasser ist die heilige Christenheit (trotz seinen einleitenden Bemerkungen) in der Gruppe der Menschen zu erkennen, die sich den „Forderungen der Thatsachen“ unterworfen haben — solche Menschen sind freilich sichtbar —, nach Luther ist sie die Gemeinschaft derer, die der heilige Geist berufen hat, von denen er nicht Glauben „gefordert,“ sondern denen er den Glauben geschenkt hat. Das, was der Verfasser als „Wert“ für unwert erklärt und den „Thatsachen“ gegenüberstellt, ist nichts andres, als der von Gott geschenkte Glaube selbst. Thatsache ist nur, daß ein armer Mensch widerrechtlich ans Kreuz gehenkt worden ist, wie hundert andre vor ihm und nach ihm. Aber zu glauben, daß dieser arme Mensch mein und der ganzen Welt Erlöser ist, durch den ich zu Gott komme und von Schuld und Sünde frei werde, das ist keine „Forderung jener Thatsache,“ sondern ein unbegreifliches Geschenk meines Gottes. In dem Glauben geht der Seele der Wert jenes Todes auf, und der Glaube ist selbst nichts andres als die selige Empfindung jenes Wertes, den kein Auge zu schauen, keine Vernunft zu erfassen und keine „Forderung“ zu erzeugen vermag. Der Verfasser des Artikels Nr. 405 aber steht mit seinem Bekenntnis zu den „Thatsachen, die einfach fordern,“ genau dort, wo der Verfasser des Artikels Nr. 393 mit seiner — ich kann nicht anders sagen — frivolen Ironie: „Aber freilich, die Kirche ist ja Gegenstand des Glaubens.“ Beide gehen auf römischen Wegen, und wenn sie noch weiter Gehör finden werden, werden sie die evangelische Kirche immer mehr zur kümmerlichen Doublette der römischen ausgestalten. Zur kümmerlichen — denn nur jene Kirche macht Ernst mit den „Thatsachen, die einfach fordern“; aber sie zeigt auch, zu welchen Konsequenzen das führt. Und so weit ist es, Gott sei Dank, in der evangelischen Kirche noch nicht gekommen, daß sie sich das Joch, die Mühe, Unruhe und Trostlosigkeit der Gesetzeskirche glaubensscheu und stumpf wieder aufladen ließe, um nur vor der Welt eine ansehnliche Rolle spielen oder ihren eignen Glauben vernünftig begreifen und bequem fortpflanzen zu können.

Die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung endlich stellt sich in einem Artikel unter der Ueberschrift „Professor Dr. Harnack und das Apostolikum“ (Nr. 35) auf denselben Boden wie die Kreuzzeitung. In dem von ihr angegriffenen Artikel hieß es: „Eine religiöse Gemeinde könnte überhaupt nicht bestehen, wenn um eines einzelnen Satzes willen, der mindestens nicht im Zentrum des Christentums steht, die Fähigkeit, die Gemeinde, in die man hineingeboren ist, zu erbauen, aufgehoben sein sollte.“ Darauf antwortet jene Kirchenzeitung:

So? Warum soll das gerade nur bei Geistlichen so sein, während man doch jeden Juristen, der öffentlich vor Vertretern des Bezirks, in dem er amtirt, erklären wollte, daß er nicht auf dem Grunde des Gesetzes stünde, das er bekennen und vertreten soll, erbarmungslos aus dem Amte entfernen würde, wenn er solche Erklärung nicht zurücknähme?

Ich lasse die Verschweigung beiseite, daß es sich dort um einen Satz, der nicht im Zentrum steht, hier um das ganze Gesetz handelt, — wäre die hinkende Parallele auch richtiger durchgeführt, so wäre sie nicht minder traurig. Sie ist nicht neu, sondern sehr alt, leider auch in der evangelischen Kirche nicht mehr ungewöhnlich: die Kirchenanstalt, von der wir schon wissen, daß sie mit der „heiligen Kirche“ identifizirt werden soll, beruht auf einem Reglement, dieses Reglement ist der „Glaube.“ Man hat in Zweifelsfällen also nur zu entscheiden, ob der Buchstabe des Reglements eingehalten ist, oder, wie der Verfasser sagt, ob der betreffende Christ „auf dem Grunde des Gesetzes steht.“ Das ist evangelische Seelenleitung und evangelische Kirchenpolitik! Nur die kleine Schwierigkeit bleibt noch übrig, daß diese Seelenleiter und Politiker über den Fundort und den Umfang des Reglements innerhalb und außerhalb der unirten Kirche selbst nicht im klaren sind. Ist es die Schrift, einschließlich des Hohenliedes und der Rachepsalmen? oder das Neue Testament? oder das Apostolikum? oder das Athanasianum? oder die Augustana? oder die Konkordienformel? oder der Heidelberger Katechismus? oder alles zusammen als concordia discors? oder nichts als die Gemeindeorthodoxie von heute, oder die Lehre eines einflußreichen Theologen von gestern, oder die Summe der Lehrmittel, die ein kirchlicher Agitator morgen brauchen wird?

Solange diese Fragen nicht entschieden sind, kann man nur so thun, als verfügte man über ein festes Gesetz und brauchte es nur hervorzuholen. Gewiß, die einzelnen Kirchen bedürfen ein Bekenntnis, und dieses Bekenntnis ist auch kritisch anzuwenden, aber nicht von Juristen gegen Juristen, sondern von Dienern Christi gegen ihre Brüder, in der vollen Erkenntnis, daß alle Bekenntnisse Stückwerk sind und der lebendige Glaube kein Haufe von Thatsachen und Lehrsätzen ist, sondern einem Senfkorn gleicht. Wer einem andern Verfahren das Wort redet und den Buchstaben eines Glaubensgesetzes aufrichten will, der baut Rom in Wittenberg.

Was ist die „heilige Kirche“? Nicht die einzelnen Kirchen, auch die evangelischen nicht. Sie sind fehlbare, mit den Jahrhunderten kommende und gehende Pflanzungen, Baumschulen, aus denen Gott der Herr seinen Garten zurichtet. Wohl dürfen wir von unsrer teuren evangelischen Kirche sprechen und auch sie unsre Mutter nennen, aber in einem andern Sinne, als wir die heilige Kirche so nennen. Diese heilige Kirche ist ganz und gar Gegenstand des Glaubens, und niemand kann sie besser beschreiben, als Luther im Großen Katechismus gethan hat: „Das aber ist die Meinung und Summe von diesem Zusatz »Gemeine der Heiligen«: Ich glaube, daß da sei ein heiliges Häufelein und Gemeine auf Erden eiteler Heiligen, unter Einem Haupt Christo, durch den heiligen Geist zusammenberufen, in Einem Glauben, Sinne und Verstand, mit mancherlei Gaben, doch einträchtig in der Liebe, ohne Rotten und Spaltung. Derselbigen bin ich auch ein Stück und Glied, aller Güter, so sie hat, teilhaftig und Mitgenosse, durch den heiligen Geist dahin gebracht und eingeleibet, dadurch, daß ich Gottes Wort gehöret habe und noch höre, welches ist der Anfang hineinzukommen. Denn vorhin, ehe wir dazu kommen sind, sind wir gar des Teufels gewesen, als die von Gott und Christo nichts gewußt haben. So bleibt der heilige Geist bei der heiligen Gemeine oder Christenheit bis auf den jüngsten Tag, dadurch er uns holet und brauchet sie dazu, das Wort zu führen und zu treiben, dadurch er die Heiligung macht und mehret, daß sie täglich zunehme und stark werde im Glauben und seinen Früchten, so er schaffet.“ N

Sturm auf das Apostolikum

Wenn man gewissen Kirchenblättern glauben soll, so ist jüngst der „Ansturm des vereinigten Liberalismus“ gegen die christliche Kirche beschlossen und ins Werk gesetzt worden. Das Bollwerk des Apostolikums ist es, dem der erste Vorstoß gilt; ernster und bedrohlicher soll die Lage sein als im Jahre 1877, wo zwei Berliner Synodalen vergeblich versuchten, die Pulvermine zu entzünden. Die Sache hat für die Leser unsers Blattes ihr ganz besondres Interesse, denn der Laufgraben, den dies-

mal die Feinde des Kreuzes Christi gewählt haben, ist — die Christliche Welt.*)

Was ist geschehen? Ein Zeitungsschreiber sah sich vor die Pflicht gestellt, von der Amtsentsetzung des württembergischen Pfarrers Schrempf zu berichten und seine Meinung darüber zu äußern; in der Stille des Spessartwaldes fand er die Ruhe, sich der leidigen Begebenheit mit Herz und Gewissen zu bemächtigen, und schrieb nieder, was zu verschweigen ihm Sünde gewesen wäre. Ein akademischer Lehrer empfing unerwartet den Besuch etlicher Studenten, die von demselben Ereignis erregt waren: er beantwortet nach seinem besten Wissen und Gewissen ihre Frage, und weil er weiß, daß seine Antwort doch nicht unbesprochen und unentstellt bleiben würde, übergiebt er sie der Oeffentlichkeit.

Dies der Sturm auf das Apostolikum. Ist es Sensationsbedürfnis, ist es ein schlechtes Gewissen, ist es aufrichtige Angst um die Kirche Jesu Christi — ohne Zweifel mischt sich viel Menschliches auch in den treu gemeinten Eifer —, genug, jene Kirchenblätter wittern eine allgemeine Schilderhebung. Kein Eingehen auf die Sache, weder auf den Fall Schrempf, noch auf das Apostolikum; dafür Appell an die Gemeinde, Appell an die Kirchenbehörde. Durch dies Geschrei inspirirt, beschließt eine Kreissynode, „den evangelischen Oberkirchenrat zu bitten, daß er dem offenkundigen Streben ungläubiger Professoren an unsern Universitäten, das symbolum apostolicum aus dem gottesdienstlichen Gebrauche zu beseitigen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln entgegentreten wolle, ehe denn es zu spät sei.“ Ob die 52 Männer, die für diese Erklärung stimmten, den verurteilten Artikel auch nur gelesen, geschweige ruhig überdacht haben, ob sie in der Lage waren, den geschichtlichen Sachverhalt in Bezug auf das sogenannte Apostolikum zu kennen, darf man billig bezweifeln: immer pflegt bei solchen Gelegenheiten dem fanatischen Eifer die heilige Einfalt Handreichung zu thun. Auch pflegen dergleichen „Zeugnisse“ eine ansteckende Kraft zu besitzen, und so dürfen wir uns auf Nachfolge gefaßt machen. Aber daß die innerkirchliche Lage auf diesem Wege irgendwie geklärt, die vorhandnen Schwierigkeiten auch nur einigermaßen beseitigt werden könnten, werden die besonnenen unter den kirchlichen Parteiführern selbst nicht hoffen.

In unsern Augen richtet sich jede Kundgebung, die einem Christenmenschen kurzweg den Glauben abspricht, von selbst. Als ob das in der Kompetenz einer Kreissynode oder Generalsynode, oder auch einer Kirchenbehörde läge! Wer leichthin so reden und schreiben kann, mag vielleicht durch Gottes Barmherzigkeit dennoch ein Christ sein, aber eine klare Erkenntnis, einen klaren Begriff von dem, was im Sinne der Reformatoren und des Evangeliums Glauben heißt, hat er nicht.**)

Sollen sich bei dieser ebenso unerwarteten wie unerwünschten Veranlassung, die der Fall Schrempf gebracht hat, „die Geister scheiden,“ so werden wir an unserm Teil für jeden, der sehen will, dafür sorgen, daß die Losung nicht sein kann: dort Glaube, hier Unglaube! Gott sei Dank, auch wir sind Christen, evangelische Christen. Das Erbe der Väter ist unser, auch das Apostolikum. Es ist nicht nur ein Gegenstand der Pietät für uns, es ist ein Stück unsers Lebens, und wir machen es dazu auch unsern Kindern, indem wir es mit Vorliebe zu Grunde legen, wenn wir sie im Christentum unterrichten. Wir gehören auch sonst nicht zu denen, die „keinen Respekt vor der Geschichte, keine Ehrfurcht vor dem Bekenntnis, keine Rücksicht auf Kirche und Gemeinde kennen.“ Aber Gott sei Dank, unser Glaube ermächtigt, ermutigt, verpflichtet uns, gewissen nicht wegzubekennenden Thatsachen fest ins Auge zu sehen und vorhandne Schwierigkeiten zuzugestehn, mag das so inopportun sein, wie es will. Ob wir die rechte Lösung haben, wissen wir nicht; man helfe sie uns suchen; aber thun, als beruhte alles das, was unsre Seele bedrückt, auf leeren Einfällen und auf Unglauben, ist eine Taktik, die augenblickliche kirchenpolitische Erfolge zeitigen mag, aber sich am Ende an ihren Liebhabern bitter rächen wird.

*) Die jüngsten Nummern der „Chronik der christlichen Welt“ haben die Zeitungsäußerungen zum „Sturm auf das Apostolikum“ in größter Vollständigkeit abgedruckt.

**) Vgl. Nr. 34, Sp. 766, Punkt 5.

Die Christliche Welt ist kein Organ, kirchenpolitische Streitigkeiten auszufechten. Sie hat wichtigere Aufgaben. Aber das, was wir aus Anlaß des Falles Schrempf sagen mußten, werden wir vertreten, nicht nur um etlicher Theologen willen, die mit ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis und praktischen Verpflichtung nicht ins Reine kommen können, sondern vor allem auch um der Gemeinde willen. R

Daniele Cortis

Ein Roman von A. Forgazzaro*)

Die Dichtung, der ich mit diesen Zeilen Freunde werben möchte, erzählt die Geschichte einer unglücklich vermählten Frau, deren Seele durch die unerträgliche Last ihrer unlösbaren**) Ehestandsketten und die leidenschaftliche Liebe zu einem andern Manne, ihrem Verwandten und Jugendfreunde Daniele Cortis, zerrissen wird. Also ein Gegenstand modernster Art.

Wie kommt es, daß die neueren Dichter aller Völker von dieser Art Probleme so unwiderstehlich angezogen werden? Ganze Litteraturen scheinen ja nur eine große Variation über das Thema der unglücklichen Ehe und des Ehebruches zu sein. Ist nur die Freude am Klatsch, nur die Lust am Gemeinen der Grund dieser Begünstigung? Ich meine nicht. Es ist zu begreifen, daß die Dichtkunst immer wieder von dem Schauspiele ergriffen wird, das in den zahlreichen verfehlten Ehen sich abspielt. Hier stoßen die stärksten Kräfte, die organisirte Gesellschaft mit ihren zwingenden Institutionen und der Anspruch des Herzens auf wirkliche Liebe und innerliches Verständnis zusammen zu einem Kampfe ohne gleichen. Unter den wenigen Fällen, in denen die Evangelien ein Eingreifen Jesu in die konkreten sittlichen Lebensverhältnisse berichten, findet sich auch seine Beurteilung der Ehebrecherin. Weit entfernt, dies Gebiet als unter seiner Würde liegend anzusehen, hat er sogar ein unvergleichliches Wort der Milde für die Unselige. Was lehrt uns sein Verhalten? Sicherlich nicht ein weichliches, schlaffes Verzeihen, eine gedankenlose Verteidigung der „Rechte des Herzens,“ und wie die schönen Worte lauten. Wohl aber lehrt es uns, daß die furchtbaren Probleme, die hier verborgen liegen, von einem reifen Christen nicht so behandelt werden dürfen, als existirten sie nicht für ihn. Nein, auch in dies dunkelste Gebiet soll das Licht des Evangeliums hineinleuchten mit seiner strahlenden Reinheit und Wahrheit und mit seinem Ernste. Auch solche Fälle, ja gerade solche gehören zum Pflichtenkreise des Seelsorgers und jedes Christen, der seinen Brüdern helfen will. Daraus folgt, daß wir auch diese Art von Litteratur nicht mit Verachtung ignoriren dürfen. Auch sie kann uns etwas lehren. Wie sollen wir sie aber beurteilen? Es giebt einen Standpunkt, auf dem an sie nur ästhetische Anforderungen gestellt werden. Es versteht sich von selbst, daß uns das nicht genügen darf. Wir haben vor allem zu fordern, daß diese Stoffe ernst und nicht frivol behandelt werden. Dann aber müssen wir verlangen, daß von dem Dichter die Unverbrüchlichkeit der Ehe direkt oder indirekt als Ideal aufrecht erhalten werde.

Bei diesen Voraussetzungen trage ich kein Bedenken, den genannten Roman des hervorragenden italienischen Dichters bedingungslos als eine wahrhaft große und ernste Dichtung zu empfehlen. Es geht ein Geist von altrömischer Zucht und heroischer Strenge durch das Buch, dann wieder ein fast mystischer Glaube an die unverletzbare Heiligkeit der Ehe, schließlich ein begeistertes Zeugnis von der Liebe, die alles trägt, duldet und hofft und nimmer aufhört. Und so ist dies durchaus moderne Buch doch eine der edelsten Früchte, die auf dem Baume der christlichen Kultur gewachsen sind, ein feuriger Protest gegen das erbärmliche sogenannte „Evangelium“ der freien Liebe.

Ich werde wenig vom Gange der Erzählung verraten. Nur einige Bemerkungen. Nie habe ich in einer Dichtung die

*) Aus dem Italienischen übersetzt von A. Dulk-Scheu. Engelhorns Romanbibliothek, 4. Jahrgang, Bd. 13 f. 1 Mk., geb. 1,50 Mk.

**) Bei diesem und vielen andern Punkten muß bedacht werden, daß wir uns auf katholischem Boden befinden.

Gewalt der Leidenschaft und die Kraft der Zucht und Selbstbeherrschung mit solchen Farben geschildert gesehen, nie hat mich das Ringen dieser Mächte gegen einander so ergriffen. Elena di Santa Giulia ist einem rohen, rücksichtslosen Manne vermählt, einem Spieler, der nach der Vernichtung seines und ihres Vermögens auch noch seine Ehre verspielt hat. Sie ist ihm einst zum Altare gefolgt, noch halb ein Kind und so gut wie gezwungen, aber doch so weit freiwillig, daß sie diesen verhängnisvollen Schritt als eine Schuld empfindet, für die sie durch ein Leben voll entsetzlicher Qual und Oede gestraft wird: „Ja, es war wahr; sie kannte ihre Schuld: die Selbstsucht eines Entschlusses, den sie nur deshalb gefaßt hatte, um aus dem väterlichen Hause zu gelangen," wo unerträgliche sittliche Verhältnisse ihr das Bleiben innerlich unmöglich machten. „Aber sie wollte eher den Glauben an Gott verlieren, ja eher sterben, als ihr vor dem Altar gegebnes Jawort verleugnen, als sich darüber beklagen. Sie hatte ihre Strafe voll und ganz zu büßen und still auszuharren bis ans Ende." Diese keineswegs demütige, eher stolze Beugung unter das Geschick erhält nun aber einen tragischen Accent dadurch, daß sie in der Liebe zu Daniele Cortis die Erfahrung macht, es könnte auch für sie ein Glück geben, ein Glück, das sie nicht haben darf. Ihre Seele empfindet für nichts andres mehr, als für ihn, aber eben diese Liebe ist es, die sie auch zu dem größten Opfer vermag, dem Verzicht auf jenes Glück, die Selbstverbannung aus seiner Nähe — um seinetwillen, um nicht den geliebten Mann auf seinem Wege zu hemmen. So steht neben dem harten Ernst ihrer Selbstverurteilung die opfernde Liebe in ihrer herrlichsten Gestalt. Die Herbheit ihres Empfindens wird dadurch verschärft, daß sie, wie sie selbst sagt, keinen starken, vor allem keinen freudigen, kindlichen Glauben hat.

Kein Gefühl in ihr, selbst das religiöse nicht, sprach so stark wie ihre Redlichkeit. Uebrigens hatte sie keinen rechten Glauben in ihre Religion; ihre Mutter war stets zu viel und der Oheim zu wenig in die Messe gegangen. Sie hatte nur einen düstern, strengen Glauben, der ihr jeden Wunsch nach Belohnung und persönlichem Glück sowohl in diesem wie in jenem Leben als unlauter und unwürdig untersagte. Und manchmal schien ihr selbst diese letzte Leuchte zu entschwinden.

Einmal sagt sie zu Cortis:

Ich kann nicht beten, Gott möge mich glücklich machen. Ich könnte wohl dein Glück von ihm erflehen, das wünsche ich ja so sehr! Aber ich habe den Mut nicht, um solche Dinge zu bitten, ich habe kein Recht dazu, und ich meine auch, es sei nicht recht. Ich wage kaum zu beten, sein Wille möge geschehen, und er möge uns helfen, daß wir denselben segnen, was immer er uns auferlege.

Cortis selber, der willensstarke und weltfrohe Mann, muß sie beten lehren:

Ich möchte dir jetzt nur eins sagen, begann Cortis wieder und fügte dann leise hinzu: Ich weiß einen, bei dem du dir Rat holen solltest, ehe du mich fragtest. Auch seine Stimme zitterte leicht bei diesen Worten; Elena aber schüttelte schweigend ihr Haupt. Da drückte er seine Lippen auf ihre Stirn und sagte, indem er sich zurückzog, leise: Bete.

Sie barg ihr Antlitz in den Händen und flüsterte: Du weißt ja, daß ich niemals beten konnte, so wie du.

So bete jetzt, antwortete Cortis.

Elena blieb stumm; dann schlang sie stürmisch ihre Arme um seinen Hals und lehnte ihre Stirn an seine Brust.

Glaubst du denn wirklich? fragte sie erbebend. Glaubst du wirklich von ganzem Herzen an das, wozu du mich bekehren möchtest?

Ja, antwortete er ruhig, ich glaube von ganzem Herzen daran.

Und wenn ich nun aus Liebe zu dir glauben könnte, fuhr Elena fort, würde ich es verdienen, daß ein solcher Glaube vor Gott Gnade fände?

Gewiß, o gewiß!

Da löste Elena ihre Arme von seinem Halse, blickte zu ihm auf und sagte sanft und lieblich: Ich werde beten; bist du nun zufrieden?

Ein feierliches Schweigen folgte ihren Worten. Elena schaute lächelnd auf ihren Freund, der vor Bewegung keine Worte fand.

Ich bekenne, daß ich wenig in der mir bekannten Litteratur wüßte, was ich dieser Szene voll großer, gedämpfter und reiner Leidenschaft an die Seite stellen möchte. Sie läßt uns zugleich einen Blick thun in das Verhältnis der beiden Liebenden. Man wird finden, in jener Vertrautheit sei die Grenze überschritten, die innezuhalten sie sich gelobt hatten. Nun ja, sie mag überschritten sein. Wer aber würfe auf sie einen Stein?! Und dann bedenken wir eins: dies ist das Abschiedsgespräch vor der entscheidenden Trennung, durch die die innerlich errungene Entsagung zur That wird.

So haben wir auch den Helden bereits kennen gelernt. Er ist einmal ein wirklicher Held, ein Mann von Stahl und Eisen, mit einem Ziel und einem Weg, mit Mut und Glauben. Seine politischen Ideale, die er als Abgeordneter vertritt, sind ausführlich dargestellt: die Partei der Zukunft, die er bilden möchte, soll bestehen aus

Männern, die sich von dem Aberglauben und der Bornirtheit eines gewissen liberalen Individualismus losgesagt haben, der sich einbildet, an der Spitze der Menschheit zu stehen, während er unvermerkt in die hintersten Reihen gerät; der nicht gewahr wird, daß, wenn seine Arbeit dazu gut war, allerhand zu zerstören, er doch nicht für sich selbst arbeitete, sondern für . . . einen weit Mächtigeren, der nun, da er die Hindernisse aus dem Wege geräumt sieht, herbeikommt und die Welt für sich in Anspruch nimmt. . . . Diese auf positivem Boden stehenden, von den Ideen der Zukunft durchdrungnen Männer werden . . . mit der Ueberzeugung in die Kammer eintreten, daß eine starke, von jedweder kirchlichen Fessel befreite, aber von tiefer Ehrfurcht für das religiöse Gefühl durchdrungne Monarchie das beste Werkzeug für die mühsame Arbeit einer sozialen Umgestaltung sein wird, welche die modernen Produktionsformen uns auferlegen.

Mit welcher Kraft er für diese Ideen kämpft, er, der „für Kampf und Sturm geborne" Mann, lese man selbst. Einige treffende Bilder parlamentarischen, politischen Lebens werden jedem unvergeßlich bleiben. Und dieser Mann, der Mut und Kraft genug hat, ganz auf eignen Füßen durch die Welt zu gehen, ihm ist es etwas Natürliches, sich von einem allmächtigen Herrn abhängig zu wissen, von dem er einmal in der ernstesten Stunde seines Lebens sagt: Gott ist gut. Ihm vertraut er gern und gehorcht ihm freudig. Aus diesem Glauben schöpft er die feste Hoffnung, daß er in einem künftigen Leben mit der vereinigt sein werde, die jetzt durch ein ernstes, hartes Wort Gottes von ihm getrennt ist. Hören wir noch eine kurze Schilderung:

Mit fieberhafter Freude versenkte er sich in Elenas Worte [: Ich werde beten; bist du nun zufrieden?], begeisterte er sich an dem Gedanken, daß diese große, reine Liebe sein sei und Gott sie nun beide, Elena und ihn, für immer in seinen Bund aufgenommen habe, daß sie jetzt beide, er wie sie, ihm näher gekommen seien, und nunmehr auch ihre Vereinigung geheiligt und unsterblich sei, daß weder Schmerz noch Tod sie fürder trennen könnten. Er fühlte sich trunken von einer stolzen, jedwedem Schicksalsschlage trotzenden Wonne, durchdrungen von dem unerschütterlichen Glauben, der ihn Gottes Stimme hören ließ, die zu ihm sprach: „Ihre Seele ist dein, sie selbst wird dir im künftigen Leben angehören. Dies war die Frucht, die aus der Liebe reifen sollte, welche ich Euch ins Herz gepflanzt. Jetzt laß sie ziehen, und du gehe hin, gestählt im Feuer des Schmerzes, aufs neue zu kämpfen und zu leiden, Wahrheit und Gerechtigkeit zu wirken unter den Menschen." Und Sterne und Berge, und die hohen ernsten Tannen waren Zeugen seiner Antwort: „Ja, das will ich thun."

Noch einen ergreifenden Zug an dem Bilde des Helden will ich erwähnen. Wie er sich von Gott mit Freuden abhängig weiß, so fühlt er über seinem Haupte schweben als einen stillen Richter seiner Gedanken seinen verstorbnen Vater. Vor seinem Bildnis rafft er sich nach der bittern Trennung zu dem neuen Leben auf, das er in der Kraft des errungenen Sieges zu führen entschlossen ist. Unser Dichter hat aber seinem starken Helden noch ein Leid auf die Seele zu legen gewagt, dessen übermenschliche Größe erst verstanden werden kann, wenn man die leuchtende Gestalt Elenas und die schwärmerische Verehrung Danieles für seinen Vater dagegen hält: er hat auch eine Mutter, die ihm den Vater verraten hat und von diesem Schritte an immer mehr gesunken ist, bis sie dem zum Manne gereiften Sohne in einer abschreckenden und ihn aufs tiefste erschütternden Gestalt wieder entgegentritt, nicht als vorübergehende Erscheinung, sondern als eine dauernde Verfinsterung seines Gesichtskreises. Wer dies Bild auszudenken vermochte und uns von seiner innern Wahrheit überzeugt und wer uns schließlich die Ueberzeugung zu wecken versteht, daß der Held auch dieses unfaßbare Schicksal überwinden wird — der ist wahrlich ein großer Dichter.

Ich schließe mit der Bitte an die Leser, dem Schöpfer dieses Werkes wenigstens die Anerkennung nicht zu versagen, auf die er als ein ernster Künstler Anspruch machen kann, daß man seine Dichtung nicht bloß einmal durchfliege, sondern mit Liebe und Nachdenken mehr als einmal nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit dem innern Ohre lese. J W=G

Deutsche Seemannsmission

2. Die Arbeit der Seemannsmission

(Erste Hälfte)

Entsprechend dem mannigfaltigen Notstand, muß auch die Hilfe eine mannigfaltige sein. Wir beginnen, womit die Seemannsmission begonnen und was naturgemäß das Erste sein muß, mit den Schiffsbesuchen. Tag für Tag, am besten zur Mittags- oder Abendzeit, wenn die Leute nicht an der Arbeit sind, macht der Seemannsmissionar oder -Pastor seinen Rundgang durch die verschiednen Docks. Ein etwas geübteres Auge sieht es einem Schiffe, namentlich einem Segelschiffe, schon an, ob es ein deutsches ist oder nicht, auch steht der Name und Herkunftsort des Schiffes hinten am Heck mit großen Buchstaben verzeichnet. In seiner Praxis hat der Missionar schon manche Gelegenheit gehabt, sagen wir — kirchliche Geographie zu studiren, und da er auch ein schwacher Mensch ist, so ist es ihm nicht ganz gleichgiltig, aus welcher Gegend das Schiff kommt; er liebt es eben auch von vornherein einer freundlichen Aufnahme gewiß sein zu dürfen, im andern Fall steht er da wohl manchmal vor so einem hohen Kasten und denkt: Ach, was werden die wieder alles zu sagen haben, und was sollst du armer Mensch ihnen sagen? „Sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt — das tröstet ihn dann —, denn es soll euch zur Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt; denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.“ Gar manchmal muß er sich den ganz bestimmten Auftrag seines Gottes vorhalten: „Fahret auf die Höhe und werfet eure Netze aus — auf daß ihr einen Zug thut,“ und dann klettert er mutig die schwanke Strickleiter hinauf oder geht seinen Weg über schmale Bretter, tritt hinein in das Logis der Leute oder in die Kajüte der Schiffsoffiziere und erkennt oft zu seiner Freude, daß seine Verzagtheit unbegründet war. Im allgemeinen findet der Missionar recht freundliche Aufnahme. Der Kapitän ist oft froh, in ihm einen Mann zu finden, der einmal nicht „in Geschäften“ zu ihm kommt; die Matrosen und Heizer, der Koch und Steward haben auf ihren Fahrten nun doch schon öfters erfahren, daß der Seemannsmissionar es gut mit ihnen meint — so wird er überall freundlich begrüßt und ist bald mitten im Gespräch. Hätte er nur die Absicht, sich eine Stunde gemütlich mit den Leuten zu unterhalten, so hätte er seine Aufgabe glänzend gelöst und könnte wohl jedes Schiff befriedigt verlassen. Auch seine Einladung, das Lesezimmer und den Gottesdienst zu besuchen, findet meist Anklang, obgleich sich da schon etwas mehr Zurückhaltung zeigt, der Eine hat seine Wäsche zu waschen, der Andre sein Zeug auszubessern, ein Dritter liebt es überhaupt nicht an Land zu gehen, so giebt es da schon mancherlei Entschuldigungen. Doch werden die gedruckten Einladungskarten, auf denen die Straße des Lesezimmers und der Kirche, die Zeit des Gottesdienstes, oft auch ein kleiner Plan der Stadt, die Wohnung des Pastors, der Zweck der Seemannsmission u. a. angegeben ist, meist mit Dank angenommen. Noch größern Dank erntet die Verteilung christlichen Lesestoffs, der verschiednen Sonntagsblätter, des Arbeiterfreundes, des Nachbarn oder christlicher Traktate. Wenn nun aber der Missionar — am besten wohl im Anschluß an diese Lektüre — auf Fragen persönlichen Christentums eingeht, so findet das wohl selten allgemeine Zustimmung; meistens hören sie still zu, ich möchte sagen so mit einem passiven Widerstand; direkten Fragen gegenüber geben sie ausweichende Antwort; der Eine nach dem Andern verschwindet aus dem Logis: meist ist solche Unterredung scheinbar resultatlos; der Missionar hat dann nur den Trost, vielleicht doch ein Saatkörnlein auf Hoffnung ausgestreut zu haben, jedenfalls aber seine Pflicht gethan zu haben, wenn auch oft mit dem niederdrückenden, negativen Resultat: „auf daß sie keine Entschuldigung haben.“ Doch um hier den Seeleuten nicht Unrecht zu thun, wollen wir doch auch dies als Entschuldigung anführen, daß eben im deutschen Charakter eine gewisse Zurückhaltung, namentlich betreffs religiöser Dinge, liegt, die ja an und für sich nicht zu tadeln ist, und wenn auch unsre Missionare gewiß nicht im Sinne methodistischer Bekehrungseifrer arbeiten, so ist es doch erklärlich, daß ein vielleicht auch ernst denkender Mann, im Beisein andrer, den Missionar nicht an sich herankommen läßt. Doch ist es eben bei dem kurzen Aufenthalt, namentlich der Dampfschiffe, oft nicht anders möglich als im Beisein aller „das Wort Gottes zu verkündigen und anzuhalten, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit“ (2. Tim. 4, 2). Erfolgreicher freilich wird es immer sein, wenn der Missionar einen Mann einzeln anfassen kann, sei es an Bord oder beim Besuch des Lesezimmers, am besten, wenn er ihn bewegen kann, ihn auf seiner Stube zu besuchen. Gerade in diesem Punkte bieten uns die Seemannsheime, in denen der Missionar selbst, oft als Hausvater, seine Wohnung hat, die beste Gelegenheit.

Um das Bild einigermaßen zu vervollständigen, dürfen wir die mancherlei direkten Abweisungen nicht übergehen, die der Missionar bei seinen Besuchen erfährt, am häufigsten wohl in der Kajüte der Schiffsoffiziere; die sind leicht „zu gebildet, um noch so etwas zu glauben, was doch kein denkender Mensch mehr glaubt.“ Sehr oft kann man hören: „Ich gehe nicht zur Kirche — aber ich sehe es gerne, wenn meine Leute gehen“ oder: „Ja gehen Sie nur zu den Leuten und predigen Sie denen einmal, machen Sie denen den Standpunkt ordentlich klar, die können das Christentum brauchen,“ und die Leute andrerseits fragen sehr oft: „Sind Sie schon beim Alten gewesen? Der könnte auch so etwas Religion gebrauchen.“ Manchmal sind die Abweisungen gröberer Art, und man muß manche Demütigung einstecken. Fast jeder hat wohl über ähnliche Erfahrungen zu berichten, wie sie Pastor Oehlkers in den Blättern für die Seemannsmission erzählt, der einmal von einem Kapitän so recht obenhin gefragt wurde: „Na ,was haben Sie denn für ein Anliegen?“ und der dann auf die Einladung, den Gottesdienst zu besuchen, die Antwort erhielt: „Ich gehe überhaupt nicht zur Kirche, und für die Matrosen ist es doch nur ein Vorwand, eine Gelegenheit zum Weglaufen auszuspähen“; er stellte sich dann als kirchenfeindlicher Freimaurer vor, dem die Zeit viel zu „edel“ war, um sie aufs Kirchengehen zu „verschwenden.“ Und wie der Herr, so der Diener. Bei den Matrosen vielleicht dieselbe Redensart: „In die Kirche gehe ich nicht, das habe ich mir schon seit meiner Konfirmation abgewöhnt.“ Wir wollen hier nicht noch schlimmere Aeußerungen des Unglaubens, der Kirchenfeindschaft, Zeugnisse unsittlicher Roheit anführen, sie gehören immerhin noch zu den Seltenheiten.

Daß in den Kreisen der deutschen Seeleute doch wenigstens noch kirchlicher z. T. auch christlicher Sinn herrscht, beweist der Besuch der Gottesdienste. Es ist eine recht erfreuliche Thätsache, daß durchschnittlich vierzig bis fünfzig Prozent der im Hafen befindlichen Seeleute an den Gottesdiensten teilnehmen, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß nicht alle kommen können, die gern kommen wollten; denn nie dürfen alle von Bord, bei stürmischem Wetter nur ein geringer Teil der Besatzung, die Wege zur Kirche sind oft weit und schwer zu finden, der Sonntag ist fast die einzige Zeit für die Seeleute, ihr Zeug in Ordnung zu bringen: so ist solch ein Prozentsatz recht erfreulich; er gewinnt noch an Bedeutung dadurch, daß die Kirchenbesucher gerade in dem Alter stehen, das man in den Kirchen des Binnenlandes leider fast vergeblich sucht, in dem Alter von fünfzehn bis dreißig Jahren. Wir erkennen darin, ich glaube mit Recht, einen Beweis für den Erfolg unsrer Arbeit. Warum halten die ältern Seeleute sich mehr fern? Teils kommt es daher, daß sie überhaupt weniger von Bord gehen als die beweglichern jüngern Leute, teils aber läßt es sich daraus erklären, daß, als sie anfingen zu fahren, niemand sich um sie kümmerte, niemand sie zur Kirche einlud: so haben sie sich das Kirchengehen „abgewöhnt“. Wenn jetzt der junge Seemann ausfährt, so kommt gleich im ersten Hafenplatz des fremden Landes, wenigstens in England, der deutsche Missionar und ladet ihn ein, so bleibt er in der kirchlichen Ordnung. Wir finden bei vielen Seeleuten ein wirklich lebendiges Verlangen und Sehnen. Als der Missionar in Edinburg die Leute einlud und dabei auch auf die schönen Räumlichkeiten hinwies, erwiderte ein Seemann: „Ob das schön ist oder nicht — wir wollen Gottes Wort hören.“ In Sunderland erklärte ein

Heizer, der auf englischem Schiffe fuhr: „Mein erster Gang an Land ist immer ins Lesezimmer, um zu erfahren, wann Gottesdienst ist.“ Ein Koch, der im Heim logirte, sagte: „Heute gehe ich beidemale in die Kirche, wer weiß, wie lange ich nicht mehr in die Kirche gehen kann.“ Meistens geht entweder fast die ganze Mannschaft eines Schiffes — oder gar keiner. Man kann da so recht deutlich sehen, welche Macht das gute oder böse Beispiel hat. Ist so ein recht verbissener oder liederlicher Mensch an Bord, so hat er meist alle andern in seiner Gewalt, und der Seemannsmissionar wird da wenig erreichen. Während des vorigen Sommers kam ein Schiff zweimal nach Sunderland und blieb beidemal über vier Wochen. Ich habe gerade auf dieses Schiff besonders mein Auge gerichtet, weil ich die Größe der Verführung gleich vom ersten Besuch an kennen lernte — ich habe es nicht erreichen können, daß auch nur ein einziger während der ganzen Zeit in die Kirche gekommen wäre. Wieder von andern Schiffen kam die Mannschaft fast in voller Stärke mehrere Sonntage hintereinander. An solchen Leuten hat man seine Freude, wie gern besucht man die nun auch wieder an Bord. Bleiben sie mehrere Wochen an einem Platz, so bildet sich wirklich ein Freundschaftsverhältnis zwischen dem Missionar und den Mannschaften, ungern sieht er ein solches Schiff aus dem Hafen gehen, tröstet sich aber, wenn ihm die Leute beim letzten Besuch sagen: „Wenn wir wiederkommen, ist unser erster Gang zu Ihnen.“

In den Hafenplätzen Englands sind nur in Cardiff eigentliche Seemannsgottesdienste, aber auch dort nur aus dem Grunde, weil es keine deutsche Gemeinde daselbst giebt, überall sonst nehmen die Seeleute am Gemeindegottesdienst teil. „Der Seemann soll nicht glauben, daß er von der Gemeinde losgerissen sei, daß er ein Leben für sich führe und anders beurteilt zu werden verdiene als andre Christen, er darf im Gottesdienst nicht als Ausnahmemensch behandelt werden; wie der Seemann kein andres Evangelium braucht, so auch keinen anders gestalteten Gottesdienst“ (Harms, Die Seemannsmission). Die Seeleute selbst empfinden das auch gerade als eine Wohlthat, daß sie wieder mit einer Gemeinde Gottesdienst feiern können, und wenn es „alles so wie bei uns zu Hause“ ist, so sind sie doppelt erfreut; einer erklärte mir sogar, er gehe im Auslande lieber in die Kirche als zu Hause, zu Hause wäre keine richtige Kirche — jeder geniere sich, neben einem Arbeiter zu sitzen, und meistens seien die Plätze an die Reichen vermietet.

Wie durch das gesprochne Wort, so soll auch durch das gedruckte Wort auf die Seelen eingewirkt werden, dazu dient der Bibelverkauf und die Versorgung mit christlicher Lektüre. Ersteres geschieht von den Missionaren als Agenten der „britischen und ausländischen Bibelgesellschaft“ und des „Vereins zur Schriftenverbreitung unter fremden, d. h. nichtenglischen Seeleuten.“ Die Bibeln werden zu sehr billigen Preisen verkauft und finden erfreulicherweise viel Abnehmer (in Shields in einem Jahre 128). Auch die Versorgung mit christlicher Lektüre ist von großer Wichtigkeit, so ein Blatt ist oft ein stummer und doch recht beredter Prediger. Leider haben wir wenige geeignete Traktate — die aus dem Englischen übersetzten sind meist mehr geeignet abzustoßen, als anzuziehen — doch sind die Seeleute auch zufrieden, wenn sie oft recht alte Nachbarn, Sonntagsblätter, Kalender u. s. w. erhalten. Im vorigen Jahre sind uns durch neue Verbindungen mit Deutschland die Mittel in dieser Beziehung reichlicher zugeflossen, sodaß wir oft ganze Stöße und Jahrgänge mitgeben konnten. Der christliche Verein junger Männer in Berlin ist schon seit Jahren ein treuer, hilfsbereiter Freund des Generalkomitees, der sammelt alle seine gelesenen Blätter und sendet sie uns zu; seinem Beispiel ist der südöstliche Jünglingsbund gefolgt, von dem wir große Kisten voll Blätter erhalten haben. Solche Blätter eröffnen uns oft den Eingang auch zu den Herzen, und sie sind durch ihre christliche Gedanken in ein ansprechendes Gewand hüllenden, kurzen und praktischen Geschichten besonders für den Seemann geeignet, der ja nicht Zeit hat für lange, zusammenhängende Erzählungen, und der doch so gern liest, weil das die einzige Anregung für ihn ist. Sehr oft heben sie Traktate sorgfältig auf „für Muttern“ oder für die Frau daheim, die so etwas auch gern liest. So ist hiermit das Mittel gegeben, die leider so kurze persönliche Beeinflussung auch auf die Reise auszudehnen.

Am nachhaltigsten kann der Missionar einwirken, wenn Gott der Herr den Seemann „besonders nimmt“ und ihn aufs Krankenbett legt. Die Hospitalbesuche sind uns wohl immer die liebsten. Da sind die Leute am zugänglichsten. Die vielfache äußere Hilfe, die wir da leisten können, bahnt uns den Weg, auch innerlich ihnen helfen zu dürfen. In den meisten Fällen ist der Missionar doch eben der einzige, der sich des „fremden,“ der Landessprache unkundigen Kranken annimmt; er ist die Mittelsperson zwischen ihm und den Seinigen; da gewinnt er leicht Vertrauen und mit dem Vertrauen auch den Einfluß in geistlichen Dingen, sodaß er oft recht erfreuliche Erfahrungen machen kann. Gar mancher Seemann hat sich ähnlich wie jener alte Feuermann in Cardiff ausgesprochen: „Wenn mir einer bei meiner Ankunft gesagt hätte, du mußt zwei Monate hier liegen, so hätte ich nicht geglaubt, daß ich es aushalten könnte. Nun habe ich gelernt, sechs Monate auszuhalten und weiß, daß es gut war — wäre ich damals gesund geblieben, so wäre ich jetzt viel schlimmer krank an der Seele“ (Oehlkers Bl. für Seem.-Miss.). Und wird vielleicht dem Seemann klar, daß er nicht wieder von seinem Lager aufstehen soll, so ist ihm im fremden Lande das ein großer Trost, daß er doch in der letzten Stunde einen Landsmann um sich hat, und daß ihn die deutsche Kirche beerdigt.

Ins Hospital geht der Missionar am liebsten, am unliebsten sind ihm wohl die Besuche in Matrosenherbergen. Der Schlafbaas liebt es nicht, ihn da einen Einblick thun zu lassen, die meisten der dort logirenden Seeleute leben auch lieber ungestört. Aber gerade darum sind diese Besuche unerläßlich — der Schlafbaas muß wissen, daß er beobachtet wird, und der bei ihm logirende Seemann hat die Einladung, ins Lesezimmer und in die Kirche zu kommen, doppelt nötig, und wenn er auch beides vorläufig nicht achtet, so kommt vielleicht doch die Zeit, wo er zu dem Missionar, als zu dem einzigen Menschen, dem er vertrauen kann, seine Zuflucht nimmt, ihm z. B. sein Geld anvertraut, damit ihm nicht alles auf Nimmerwiedersehen abgeborgt wird.

Newcastle on Tyne ——— H F

Zur Mainzer Katholikenversammlung

Die jüngsten Vorgänge auf der Katholikenversammlung in Mainz haben die letzten Ziele Roms unmißverständlich bloßgelegt.

Ein deutscher Bischof hat es gewagt, die Rückkehr in den Schoß der römischen Kirche als das einzige Mittel zu bezeichnen, durch welches „die Religion, die Moral, die Autorität, die soziale Ordnung“ aufrecht erhalten werden könnte.

Zugleich ist der drohende Ruf aufs neue laut geworden: „Auf märkischem Sande werde die letzte Entscheidungsschlacht geschlagen werden.“ Und die Losung: „Auf zu diesem Geisteskampfe“ fand allgemeinsten stürmischen Beifall.

Die Katholiken genießen in Deutschland für ihre Glaubensüberzeugung die weitestgehende Duldung und Anerkennung. Nicht nur das Staatsgesetz, sondern auch die Gesinnung der protestantischen Bevölkerung verbürgt sie ihnen.

Aber damit ist den Ansprüchen Roms nicht Genüge geschehen. Darnach gilt vielmehr die Kirche erst dann für „frei,“ wenn sie herrscht; sie gilt für „verfolgt und schmachvoll mißhandelt,“ wenn der Staat ihr diejenigen Schranken zieht, die sein göttlicher Beruf und die Rücksicht auf Andersglaubende fordern.

Jede Nachgiebigkeit des Staates diesen Ansprüchen gegenüber hat nur die immer zuversichtlichere Aufstellung neuer, weitergehender Forderungen zur Folge. Damit aber wird der Unfriede in Deutschland verewigt. Unter dem Schilde der Religion und mit geschickter Benutzung politischer Parteibildung verfolgt Rom seine Weltherrschaftspläne, unbekümmert, ob der innere Friede der Völker dadurch auf das heilloseste gefährdet und zerstört wird.

Will das deutsche Volk auch jetzt noch nicht das ihm von dieser Seite drohende Unheil erkennen?

Man sollte doch meinen, daß selbst römischen Katholiken Deutschlands die Augen aufgehen müßten für die Diesseitigkeit der Ziele und die Unlauterkeit der Mittel, die das Treiben der ultramontanen Kirchen- und Staatspolitik kennzeichnet; für die unwürdige Bindung, ja Knechtung der Gewissen, welche die in ihrer eignen Kirche zur Herrschaft gelangte jesuitische Partei den katholischen Völkern auferlegt. Man sollte meinen, daß auch dort sich Männer finden müßten, die wissen, was sie Dem schuldig sind, der gesprochen hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; und die eben darum auch den Pflichten gegen ihr irdisches Vaterland ein freudiges Verständnis entgegenbringen. Wann wird der Tag kommen, an dem auch aus dem Schoße der Kirche Roms im Namen christlicher Freiheit und Wahrheit gegen die Geister wieder Zeugnis abgelegt werden wird, die sich gegenwärtig die Führerschaft in ihrer Kirche angemaßt haben?

Für uns Evangelische aber ist, was in Mainz geschehen, ein Mahn- und Weckruf, uns immer entschiedner auf das Wort Gottes zu stellen, aus dem unsre Kirche geboren ist. Der Glaube an den unsichtbaren König und Mittler Christus, der nicht irdischen Nutzen sucht und nicht auf weltliche Mittel baut, ist die einzige, aber siegreiche Waffe gegen alle Angriffe Roms. Dieser Glaube ist der Sieg, der die Welt, auch in der Gestalt der Weltkirche, überwindet.

Das Zeugnis von diesem Glauben ist unsre einzige Antwort auch auf den jüngsten Triumphruf römischer Selbstüberhebung.

Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen

Verschiedenes

(Zur Kenntnis des heutigen Frankreichs) entnehmen wir Folgendes dem Spectator:

In Frankreich ist eine erfreuliche Wandlung in den moralischen und religiösen Anschauungen wahrnehmbar. An die Stelle des Materialismus tritt das geistige Ideal. Natürlich hat diese Richtung auch ihre Gegner. Aber diejenigen, die die neue Geistesströmung aufmerksam verfolgen, erkennen darin das Arbeiten einer höhern Macht, die das Gewissen des jungen Frankreichs aufrüttelt. Materialismus und Pessimismus gehören der Vergangenheit an. Die neue Generation will nichts davon wissen. Vor dreißig Jahren wurde der Ausspruch „Das Universum birgt keine Geheimnisse mehr“ mit Beifall aufgenommen; heute findet eine solche Behauptung kein Gehör. Heute regen sich die jungen Geister, wenn de Voguë das Ideal wieder aufleben läßt, Desjardins von „Sünde und Gnade“ spricht, Raoul Allier die klare Erkenntnis mit dem reinen Herzen in Verbindung bringt, und Béranger Christus als die Wurzel bezeichnet, aus der allein ein geheiligtes Leben entspringen könne.

Die Wahl eines Mannes wie Béranger, der sich öffentlich als Christ bekennt, zum Vorsitzenden der Studentengenossenschaft ist wohl der deutlichste Beweis für den Umschwung der Denkungsart. Angeregt durch Edmond de Pressensé thun Staatsmänner, was in ihren Kräften steht, um dem Einflusse der sittenverderbenden Litteratur entgegen zu arbeiten. Schriftsteller sehen ein, daß das Publikum nicht mehr durch verbrecherische Intriguen allein gefesselt wird, und Paul Bourgets bekannter Roman Le Disciple ist eine entsetzliche Anklage gegen den Materialismus und seine Konsequenzen. Sowohl Le Disciple wie Emond Rods Le sens de la vie enden beide mit der Anrede im Gebet des Herrn. Freilich drücken sie hier noch nicht den Ruf des Kindes zum Vater aus, aber doch das Sehnen der Kreatur, die den Ursprung ihres Seins im Schöpfer sucht.

Es ist noch nicht abzusehen, wohin die neue Strömung führen wird; de Voguë glaubt nach Rom, J. Housaye zur Bildung einer neuen unabhängigen Kirche. Soviel aber steht fest, das junge Frankreich wird sich bewußt, daß der Mensch eine Seele und das Leben Pflichten hat.

Im verfloßnen Winter äußerte ein hervorragender Professor der Sorbonne: „Vor zwanzig Jahren waren die Voltairischen Lehren für unsre Jugend bestimmend. Religiöse Probleme gab es für sie nicht. Heute ist der Voltairianismus tot, ein tiefernstes Streben beseelt die neue Generation.“ Mancherlei Ursachen haben diesen Umschwung bewirkt. Frankreich hat durch den Krieg viele gute Lehren empfangen, die jetzt ihre Früchte tragen. Der vergiftende Hauch, der vom Kaiserreich ausging, ist geschwunden; die republikanischen Institutionen fordern Selbstbeherrschung und Selbstvertrauen; die Lehren christlicher Philosophen wie Secretan, Recouvier und Emile Bontroux haben Eingang gefunden, und die Tolstoischen Schriften erwecken lebhaftes Mitgefühl für die Elenden und Unterdrückten.

Vielleicht ist die gegenwärtige Reaktion auch die natürliche Folge von dem Druck, den der Materialismus so lange auf die Gemüter ausübte.

Die Zeit wird lehren, ob der Entwicklungsgang der neuen christlichen Anschauungen Frankreich wirklich zur Gotteserkenntnis führen wird. Edmond de Pressensé, der ihn mit größter Aufmerksamkeit verfolgte, hat darüber noch auf seinem Sterbebette geschrieben: „Diese geistige Wiedergeburt wird nur dann von Bestand sein, wenn sie auch den Anforderungen des Gewissens und der Moral entspricht.“

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 40 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Neuer Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte eines jungen Mädchens. Von Cornelia von Levetzow. Autorisirte Uebersetzung nach der siebenten Auflage des dänischen Originals von L. Fehr. 240 Seiten. Mk. 2.20. geb. Mk. 3.—.

Ein sehr liebes und in seltner Weise ergreifendes Buch. Man kann die Schilderung des verlassnen Kindes nicht lesen, ohne im Innersten bewegt zu werden, des Bettelkindes, dessen einzige Sehnsucht ein Tröpfchen Liebe und Freundlichkeit ist; wie oft wird da das Herz und Gewissen angerührt? Dann, als die Sonne reicher warmer Mutterliebe dem verkommenen Pflänzchen aufgeht, wie schön ists da, seinem Entfalten zuzusehen, wie Blüten und Früchte aus seinem Innern hervorbrechen, ein eignes, reiches opferfreudiges Liebesleben, das in einer überaus schweren Lage geläutert wird zu immer höherer Vollkommenheit. Und wie wahr und tröstlich ist dargestellt, was aufrichtige Christen in sehr schweren Lebenslagen stets erfuhren, daß Gott nichts Schweres auflegt, ohne es tragen zu helfen, und immer, wenn es allzuschwer zu werden scheint, Gehilfen sendet, die mit anfassen.

Es ist ein gar reiches Büchlein; man liest es mit dem wärmsten Interesse bis zu Ende, und nicht nur das; es bleiben gute heilsame Gedanken und Anregungen in Fülle zurück, und darum sei es Alten und Jungen bestens empfohlen, besonders auch unsrer lieben weiblichen Jugend!

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1367. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 38: Die 39. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz; Preßstimmen zum Katholikentage — Deutsche evangelische Landeskirchen: Weitere Stimmen zum Falle Schrempf — Gustav-Adolf-Verein. Evangelischer Bund: Die diesjährige Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins; Jahresfest des Hauptvereins des Ev. Bundes für die Konsistorialbezirke Wiesbaden und Frankfurt — Verschiedenes: Programm für die Einweihungsfeier der Wittenberger Schloßkirche — Personalien.

Nr. 39: Zur Frage des Apostolikums — Evangelische im Auslande: Der Schweizer Verein für freies Christentum; Die französischen freien Kirchen und die moderne Theologie; Ist in Amerika Ueberschuß oder Mangel an Pastoren? — Römische Kirche: Schreiben des Papstes über den Mainzer Katholikentag; Wie ein preußischer Schulrat katholischen Kindern zeigt, was ein Ketzer ist — Gustav-Adolf-Verein. Innere Mission. Heidenmission: Der Bezirk I des Berliner Gustav-Adolf-Vereins; der Schleswig-Holsteinische Provinzialverein zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke; Informationskurse für Innere Mission; Die Berliner Ostafrikanische Mission; die britische und ausländische Bibelgesellschaft — Verschiedenes: Cholera; Die allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine; Die Festschrift zur Einweihung der Schloßkirche in Wittenberg; Die Juden in Deutschland — Vorlesungen der theologischen Fakultäten auf den deutschen Universitäten im Wintersemester 1892/93 — Personalien.

Es ist eine der beiden **Predigerstellen** an der **reformirten Gemeinde in Leipzig** neu zu besetzen. Bewerber um dieselbe wollen sich mit ihrem Gesuche und mit etwaigen, die Verhältnisse betreffenden Anfragen an die unterzeichnete Behörde wenden.

Leipzig, im September 1892.

Das evangelisch-reformirte Konsistorium
D. **Dreydorff.** Dr. **Langerhans.**

Wohnung

Das geräumige, neu vorgerichtete Parterre (4 Zimmer, 1 Kammer nebst Zubehör) einer von Wald umgebenen Villa in **Kleinzschachwitz** bei **Niedersedlitz** a. d. Elbe (gegenüber Pillnitz, Bahnstation, Dampfschiffverbindung) ist nebst Garten für 450 Mk. jährlich **sofort zu vermiethen.**

Frau Marie Weber-Giesecke,
Kleinzschachwitz.

Cand. min., 1 Jahr Vikar gewesen, sucht Stellung. Off. erbittet Pastor **Block, Naumburg** a. S

Ein geb. Mädchen, 23 Jahre, wünscht zur weiteren Ausbildung im Haushalt sowie zur Stütze der Hausfrau in ein Pfarrhaus, am liebsten Thüringens einzutreten. Gehalt wird nicht beansprucht. Off. a. d. Exp. d. Bl.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von der Hülfskasse für evangelische Pfarrer und Pfarrvereine Deutschlands in Berlin und von der Agentur des Rauhen Hauses in Horn bei Hamburg.